Nr. 13 | Leipzig, den 31. März | 1889

Ausgabe am Donnerstag
Expedition: Königsstraße 20

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen


# Die christliche Welt

## Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für die Gebildeten


Dritter Jahrgang

(Post-Zeitungskatalog Nr. 1293)

Abonnementspreis:
Vierteljährlich 1 Mark 50 Pf.

Insertionsgebühr:
Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.



**Inhalt:** Ein Kreuzlied: Von Wilhelm von Plönnies — Passionsbetrachtungen: 4. Das Todesurteil — Der Todesgedanke in dem messianischen Bewußtsein Jesu — Edward Irving, schottischer Pfarrer, Freund Carlyles und Gründer einer Sekte: 3. Irving und seine Sekte — Zum Andenken August Neanders 2 — Friedrich von Hardenberg, genannt Novalis: 1. Vaterhaus und Kindheit — Tagebuchblätter aus Italien: 10. Matilde Serao — Aus England: Prozeß des Erzbischofs von Lincoln — Ultramontanes: Ultramontane Reiseberichte; Der bayrische Mischehenstreit — Bücher und Schriften: Die Lehre der Vedanta; Philemon; Ein neues Buch von Emil Frommel; Geschenke für Konfirmanden; Theologia sacrosancta; Neutestamentliche Schriften, griechisch; Eine jüdische Geschichte — Verschiedenes: Totenliste; Die Bestrebungen Dr. Hottingers; Ein beherzigenswertes Wort der Nationalzeitung; Zum sogenannten Zölibat in der reformirten Kirche Ungarns; Zu dem Stellengesuch eines Geistlichen; Ueber Aufführungen von Hans Herrigs Christnacht — Quittung — Zur Beachtung — Anzeigen


### Ein Kreuzlied

Von Wilhelm von Plönnies*)

Man spricht recht gern, daß schwere Leiden
Sei jedes Christen Erb und Teil,
Und von der Lust der Welt zu scheiden,
Sei nur der Weg zum ewgen Heil.

Doch wenn das Weh uns selbst ergreifet
Und unsres Lebens Lieb und Lust
Wie dürre Blätter von uns streifet,
Dann wird es Nacht in unsrer Brust.

Man redet wohl nicht allzu bange
Vom Wandern durch das finstre Thal,
Man denket sichs nicht allzulange,
Und hohe Lust nach kurzer Qual.

Man spricht auch von dem Pfahl im Fleische,
Vom Engel, der mit Fäusten schlägt,
Doch welche Kraft das all erheische,
Das weiß nur der, der es erträgt.

Wie ritterlich in guten Tagen
Beschließen wir, des Kreuzes Wucht
Dem lieben Heiland nachzutragen,
Wir denken nicht an Kreuzesflucht.

Doch wenn es nun in seiner Schwere
Auf kranke müde Schultern drückt,
Wie gerne wären wir der Ehre
Des ernsten Rittertums entrückt.

Da setzt man im Gebet behende
Der Weisheit unsres Gotts ein Ziel:
Wenn er das Leid bis dahin ende,
So, meint man, sei es nicht zu viel.

Doch wie, wenn unsre Kraft zum Dulden
Das eigne Wissen übersteigt
Und Gott uns unser schwer Verschulden
Als Maß der langen Strafe zeigt?

Laß ab mit deinem Gott zu ringen!
So ruft uns der Versucher zu,
Du wirst mit Bitten nichts erringen,
Für dich ist weder Trost noch Ruh.

Kaum glimmet noch der Docht der Kerze,
Schon neigt sich das geknickte Rohr —
Da öffnet sich das Vaterherze,
Und Gottes Liebe bricht hervor.

Nur wer mit ausgestreckten Armen
Zu seinem Gott im Himmel rief,
Der kennt das himmlische Erbarmen;
Es ist gar wunderlich und tief.

Denn manchmal hilft der Herr uns offen
Und schnell mit seiner starken Hand,
Und manchmal stärkt er unser Hoffen
Nur durch den Blick ins beßre Land.

Gleich wie man aus den tiefsten Schachten
Des Himmels schönste Sterne schaut,
So muß ein Christ im Dunkeln schmachten,
Begehret er den Blick der Braut:

Jerusalem, die ihrem Manne
Wie eine Braut geschmücket ist:
Ach hol uns aus dem Erdenbanne
Heim, heim zu dir, Herr Jesu Christ.

*) Verfasser obigen Gedichts ist jener durch ausgezeichnete militärwissenschaftliche Aufsätze bekannte Major von Plönnies, dem Baur in seinen Lebensbildern einen schönen Aufsatz gewidmet hat. Er starb nach jahrelangem schmerzensreichen Siechtum in Darmstadt. Aus tiefster Leidenserfahrung heraus sind seine religiösen Gedichte entsprungen, welche im Buchhandel nicht erschienen sind.

### Passionsbetrachtungen

#### 4. Das Todesurteil

— den Juden ein Aergernis (1. Kor. 1, 23)

Der Apostel Paulus spricht an der angezogenen Stelle von dem Aergernis des Kreuzes, d. h. des schmachvollen Martertodes, den der Herr Jesus trotz seiner Würde als der Messias der Juden erleiden mußte. Noch stehen wir mit unsern Betrachtungen nicht unter dem Kreuze. Jesus ist, von den Seinen verlassen, in die Hände seiner Feinde überantwortet; seine Feinde sind die Führer aller tonangebenden Parteien des Volkes von Jerusalem. Gefangen genommen hat man ihn mit Umgehung der rechtlichen Formen durch einen plötzlichen Ueberfall, als gelte es, einen gefährlichen Verführer des Volkes vorläufig wenigstens unschädlich zu machen; die Anklage folgt der Verhaftung erst nach. Sie wird verhandelt vor dem hohen Rate, dem ordentlichen Gerichtshofe in solchen Angelegenheiten, nämlich in Reli-

gionsverbrechen. Doch scheint es, als ob man bei dieser Verhandlung manche Bestimmungen, besonders solche zu Gunsten des Angeklagten, außer Acht gelassen hätte. Denn der Ausgang dieser Gerichtsverhandlung stand ja von vornherein für ihre Veranstalter schon fest. Das Urteil über Jesum als falschen, d. h. als einen nur vorgeblichen Messias war bereits gesprochen in den Herzen seiner Gegner, und der Grund dieses Urteils war das Aergernis.

Das Wort Aergernis im Munde des Heilandes bezeichnet jedes Hindernis, wodurch jemand vom Glauben abgehalten wird. Es beruht allemal auf einer vorgefaßten Meinung, einem Vorurteil, dadurch nun auch der Wille feindselig gegen den ihm zugemuteten Glauben gestimmt ist. Warum hat nun nicht auch Johannes der Täufer solches Aergernis erregt, in dessen Auftreten doch nach damaligen Verhältnissen ebenso viel Neues, Unerhörtes lag, und der vielleicht ein noch größeres Aufsehen machte als Jesus? Auch er beugte sich ja nicht vor den Götzen des Tages, den Pharisäern und Sadduzäern von Jerusalem (Matth. 3, 7)? Johannes, im richtigen Gefühle seiner gottgegebenen Sendung, so Großes er fordert, weist doch über sich selbst hinaus, er bringt nichts Abschließendes, er verlangt keinen Glauben an ihn selbst, sondern nur an den Gott, der ihn sendet, und an den Größern, der nach ihm kommt. Jesus dagegen, so viel freundlicher, leutseliger und anmutender sein äußeres Auftreten ist, Jesus, der mit Händen voller Wohlthaten unter seinen Landsleuten erscheint, fordert Glauben an Ihn selber, er beansprucht, für eine neue, ja für die völlige Offenbarung des Göttlichen zu gelten. Dies Göttliche fordert unter Umständen, daß einer sich selbst aufgebe, von allen seinen vorgefaßten Meinungen lasse, sich umdenke und sich umkehren, „bekehren" lasse. Der neuen Offenbarung des Göttlichen ist es gegeben, bei allen Anhängern des Alten „Aergernis" zu erregen. Aergernis ist das Widerstreben des ganzen Menschen wider ein machtvoll ihm entgegentretendes göttlich Neues!

Das Aergernis an Jesus, das Widerstreben gegen die behauptete Erfüllung der Heilshoffnungen Israels in diesem Manne, die Auflehnung dagegen, daß der „Nazarener," der Wanderprophet, der Wunderthäter von Kapernaum, Chorazin und Bethsaida, von Bethanien und Jerusalem der Sohn Gottes des Allerhöchsten sein sollte, hat ihn gestürzt. Allen Evangelisten ist es als tief bedeutsam erschienen, daß nicht Anklagen falscher Zeugen, nicht verdrehte oder falsch gedeutete Lehrworte Jesu, sondern ein offnes, von ihm eidlich erhärtetes Bekenntnis den Spruch über ihn herbeigeführt hat: Er ist des Todes schuldig.

Sein vor den Ohren von ganz Israel (dafür galt ja der hohe Rat von Jerusalem) in majestätischer Form erhobener Anspruch auf die Würde des Menschensohnes, des vom Himmel herkommenden Königs, des Messias und Sohnes Gottes — gereicht ihm darum, weil das Aergernis den Glauben nicht aufkommen läßt, zum Tode. Im Munde derer, die nun einmal nicht glauben konnten und wollten, daß Jesus der sei, für den er sich ausgab, war es ehrliche Ueberzeugung: er lästert Gott — und vor die Frage gestellt: was dünket euch? konnten sie nur antworten: er ist des Todes schuldig.

Das damalige Aergernis ist zergangen, seitdem Jesus Christus ein neues Gottesvolk seiner Bekenner aus aller Welt Zungen gesammelt hat. Nur in kleinen Kreisen von Israel wirkt der Widerwille gegen den Usurpator der Messiaskrone noch fort. Aber das Aergernis überhaupt besteht noch heute wie damals. Vielleicht lesen wir es nicht ganz unrichtig an den Lippen zahlloser unsrer Zeitgenossen in folgender Gestalt ab: „Wir können das Joch einer Lehre nicht ertragen, die uns zumutet, als unsre Religion nicht die höchste und reinste Blüte des Menschengeistes, seine gesammelten Leistungen in Kunst und Wissenschaft, materiellem Fortschritt und Humanität anzusehen, sondern uns zwingen will, in einer unbeweisbaren und unnötigen besondern göttlichen Aktion von oben her die Erlösung zu finden, die Erlösung im „Glauben" an einen allerdings wunderbaren und rätselhaften, aber von allen Zeichen geistiger Aristokratie, von aller Salbung mit den Gaben des Genius entblößten Propheten eines Haufens armer Leute! Es wäre Lästerung des Menschengeistes, in der von diesem gepredigten Selbstdemütigung und Herabwürdigung der menschlichen Natur eine angebliche höchste Erscheinung des Göttlichen anzuerkennen!" Es ist das große Tribunal des von seiner Unfehlbarkeit überzeugten Weltgeistes, vor dem so heute wie ehedem das Urteil über Jesum gesprochen wird: Weg mit dem! Wir wollen nicht, daß dieser über uns herrsche! — wenn auch die Formen, in denen es sich bewegt, heute urbaner und achtungsvoller sind.

Jesus setzt dem Urteile nichts weiter entgegen, als die Versicherung der Wiederkunft seiner selbst, des „Menschensohnes in den Wolken des Himmels", das heißt: des endlichen Sieges seiner Sache, an der sich das Geschick des Menschengeschlechtes entscheiden werde. Und in der getrosten Zuversicht dieses Sieges hat der geistvollste Apostel Jesu Christi, dem die Riesenaufgabe zufiel, das Evangelium von dem Boden hinweg, auf dem es gewachsen und auf dem es verständlich war, zu den Heiden zu tragen, die Worte geschrieben (Uebersetzung nach Weizsäcker): Da unter der Weisheit Gottes die Welt Gott nicht erkannte durch die Weisheit, so beschloß Gott, durch die Thorheit der Predigt die Glaubenden zu erretten. Denn da die Juden Zeichen fordern, die Hellenen auf Weisheit ausgehen, verkündigen wir dagegen den gekreuzigten Christus, den Juden ein Aergernis, den Heiden eine Thorheit, den Berufenen aber, Juden und Hellenen: Christus Gottes Kraft und Gottes Weisheit (1. Kor. 1, 21—24). K S

---

## Der Todesgedanke in dem messianischen Bewußtsein Jesu

Die Passionszeit, in die wir nun wieder mit der christlichen Kirche eingetreten sind, soll uns jedesmal aufs neue dazu auffordern, tiefer dem Geheimnisse des Leidens und Todes unsers Herrn und Heilandes nachzusinnen. Dabei mag manchem ernster nachdenkenden Christen die Frage kommen, wie es eigentlich zu erklären sei, daß der Herr selbst so selten von seinem bevorstehenden Tode zu seinen Jüngern gesprochen, ihnen den Sinn desselben mit so wenigen Worten gedeutet hat, während der Apostel Paulus den Tod Christi geradezu als die grundlegende Heilsthatsache ansieht. Die letztere Seite der Frage, wie Paulus zu solcher Betonung des Todes des Herrn gelangt ist, mag hier unerörtert bleiben. Unsre Aufmerksamkeit sei vielmehr dem eigentümlichen Sachverhalt zugewandt, daß Jesus selbst erst spät und im ganzen nur in kurzen Ausführungen von seinem Tode gesprochen hat. Unter den mannigfachen Erklärungen dieser Erscheinung ist eine vornehmlich geeignet, das Rätsel zu lösen. Wenn nämlich angenommen werden dürfte, daß Jesus selbst durchaus nicht von Anfang an seinen Tod als notwendig für das ihm von Gott anvertraute Heilswerk vorausgesehen hätte, so wäre ohne weiteres klar, warum er erst später zu seinen Jüngern von dem bittern Ende seines Lebens geredet hat. Die folgenden Zeilen wollen nun versuchen, diese Frage zu beantworten, ob der Herr von Anfang seiner öffentlichen Wirksamkeit an sein Ende am Kreuze als gefordert durch seinen Beruf vorausgesehn und gewollt hat, oder, wenn nicht, auf welchem Wege sich ihm die Notwendigkeit solchen Ausganges allmählich aufgedrängt hat.

Die Hilfsmittel, die uns zu diesem Zwecke zur Verfügung stehen, besitzen wir in erster Linie in dem Zeugnis unsrer Evangelien und weiterhin in dem, was wir von messianischen Erwartungen des jüdischen Volkes zur Zeit Jesu feststellen können, sei es aus dem Neuen Testament oder aus jüdischen Quellen.

Naturgemäß war auch Jesus mächtig beeinflußt durch die Auslegung des Alten Testaments und die Auffassung von der Art und Erscheinung des von seinem Volke erwarteten Messias, die unter den Schriftgelehrten seiner Zeit die herrschende war. Wenn wir nun fragen, wie haben sich die damaligen Juden den Messias gedacht, so müssen wir uns sorgfältig hüten, ihre Erwartungen zu verwechseln oder zu verwischen mit den Anschauungen, welche sich in judenchristlichen Kreisen gebildet haben auf Grund des Todes Christi. Die Christen, zumal die, welche früher Juden gewesen waren, mußten das Bedürfnis

haben, das Schicksal, das ihr Herr und Meister erlitten hatte, als ein gottgewolltes auch aus dem Alten Testament, aus den Weissagungen der Propheten nachzuweisen. Die Art, wie sie dies unternommen haben, beweist aber noch nicht das Mindeste für die messianischen Erwartungen ihrer jüdischen Zeitgenossen. Trotzdem bietet uns auch das Neue Testament höchst wertvolle Anhaltepunkte für die Lösung der letztern Frage. Denn die Art, wie sich die Jünger zu der Todesverkündigung ihres Meisters stellen, zeigt deutlich, daß ihnen die Vorstellung, der Messias müsse leiden, ja sogar sterben, eine ganz neue, unerhörte war. Einen Messias, der sterben muß, kennen und verstehen sie nicht. Die Unfähigkeit, diesen Gedanken sich anzueignen, geht bei ihnen so weit, daß sie unmittelbar nach dem Tode des Herrn auch seine ganze Sache für verloren zu halten in Gefahr sind. Ebenso beweist die Art, wie nach der Apostelgeschichte von den ersten Jüngern versucht wurde, den Tod des Messias aus dem Alten Testament zu rechtfertigen, daß hier noch keine Sicherheit und Uebung in der Beweisführung vorhanden war, daß die ersten Jünger Jesu selbst sich diesen Weg erst suchen mußten. Im Zusammenhange damit steht, daß bei solchem Beweisverfahren auffallend selten auf Jesaias 53 zurückgegriffen wird. Zu diesen Beobachtungen stimmen endlich durchaus die Mitteilungen des Apostels Paulus über seine Erfahrungen mit dem Judentum. Er, der gewaltigste Prediger vom Geheimnisse des Kreuzes Christi, stößt überall auf den Widerstand, den die ungläubigen Juden gerade der Annahme eines am Kreuze gestorbenen Messias entgegensetzen.

Die Aussagen des Neuen Testaments und die Vermutungen, die sich an dieselben knüpfen lassen, erhalten ihre vollgiltige Bestätigung durch die jüdischen Quellen. Nirgendwo in den vorchristlichen Quellen finden wir eine Spur von der Vorstellung eines leidenden Messias. Ueberall tritt vielmehr das starke Bestreben, ein möglichst glanzvolles Bild von der äußern Macht und Herrlichkeit des Messias zu zeichnen, hervor. Ferner auch da, wo Jesaias 53 in der ältern rabbinischen Litteratur auf den Messias bezogen wird, geschieht dies nur so, daß der ursprüngliche Sinn, der von Leiden des Messias weiß, geradezu in sein Gegenteil verkehrt wird. — Die neueste rabbinische Forschung hat genauer feststellen können, daß das dritte bis sechste Jahrhundert nach Christus als die Zeit des Aufkommens der Lehre vom leidenden Messias zu betrachten ist. Als Ergebnis des Bisherigen läßt sich also bezeichnen: zur Zeit Jesu hat man in jüdischen Kreisen nirgendwo daran gedacht, mit dem Messiasbilde den Gedanken von Leiden oder Tod zu verbinden.

Ist dem so, dann darf weiter mit Bestimmtheit vermutet werden, daß Jesus seinen messianischen Beruf, als er dessen innerlich gewiß geworden war, durchaus ohne den Gedanken an seinen damit notwendig verbundenen Tod angetreten hat. Weder das Alte Testament in seiner herkömmlichen Auffassung, noch irgend welche andern Zeitvorstellungen und Erwartungen seines Volkes gaben ihm einen Anlaß, diesen Gedanken des Leidens und Todes als notwendigen in seine messianische Aufgabe aufzunehmen. Es wird sich vielmehr zeigen, wie erst die Entwicklung der Dinge diesen Gedanken dem Herrn immer näher gerückt, und daß er sein ganzes göttlich geheiligtes Pflichtbewußtsein aufzubieten hatte, um den Weg des Todes als den für seinen Sohn von Gott geordneten zu erfassen.

Auf welche Weise Jesus die innere Gewißheit gewann, der Messias zu sein, in welcher Beziehung zu dieser gewonnenen Ueberzeugung seine Taufe durch den Täufer Johannes gestanden haben mag, das kann hier beiseite gelassen werden. Dagegen ist weiter zu betonen, wie Jesus offenbar bei dem Sinnen über die Mittel, durch die er das Reich Gottes in seiner Person herbeiführen sollte, den Weg verworfen hat, der dem Volke im großen und ganzen der liebste war und der einzig wahre für den Messias zu sein schien. Von sich gewiesen hat der Herr von vornherein jegliches glänzende Auftreten nach außen, alle politischen Ansprüche. Dabei hat er, wie er sich in allem von Gott geleitet wußte, auch hierin Gott anheimgestellt, die weitern Wege zur Erfüllung seiner Aufgabe ihm zu zeigen. Der Widerstand, auf den er sehr bald bei den leitenden Mächten des Volkes



stieß, mußte ihn fast notwendig dazu treiben, immer stärker die innerliche, geistige Seite, den unsichtbaren, unweltlichen Charakter des Gottesreiches zu betonen. Wie dieses äußerlich sich gestalten sollte? darüber wird Jesus im Gebete zu seinem Vater Klarheit und Sicherheit der Erkenntnis zu gewinnen gesucht haben. Weil er sich solche erst zu erringen hatte und nicht von vornherein besaß, hat er sowohl an seine Jünger als an das Volk so oft und so nachdrücklich die Mahnung gerichtet, ihn nicht bekannt zu machen, mag dieselbe zugleich auch noch durch andersartige Erwägungen mit veranlaßt worden sein.

Je schärfer sich nun der Gegensatz zwischen Jesus und den Führern des Volkes zuspitzte, je offner die Feindschaft der letztern gegen ihn hervortrat, um so mehr mußte sich dem Herrn die Notwendigkeit aufdrängen, daß sein Weg ein dunkler, schmerzensreicher werden müsse. Und diese Erkenntnis wird für ihn mit den schwersten, gewaltigsten innern Kämpfen verbunden gewesen sein. Handelte es sich bei ihm in dem allen doch nicht nur oder in erster Linie um seine Person. Ging er zu Grunde, nahm sein Leben ein klägliches Ende, dann war ja damit zugleich der Untergang seiner Sache besiegelt. Das konnte Gott nicht wollen. Und so erkämpft sich Jesus in heißestem Seelenringen, von dem sein Gebetskampf in Gethsemane und sein aus tiefster Vereinsamung geborner Schmerzensruf am Kreuz erschütternde Zeugnisse ablegen, die Gewißheit, daß gerade Leiden und Tod der von Gott gewollte Weg zum Siege seiner Sache sei. Erst durch Nacht und Tod sollte der Messias nach göttlichem Ratschlusse gehn, um dann zur Aufrichtung des Reiches wieder zu kommen in Herrlichkeit. In diesem Kämpfen um volle Einsicht und gänzliche Ergebung in Gottes Willen wird Jesus sich erinnert haben an das Schicksal so vieler gottgesandter Männer, welche in ihrem Berufe den Todesweg gingen und mit ihrem Leiden ihre göttliche Botschaft besiegelten. Weiter aber mußte Jesus nun auch gerade in seinem Tode eine Rettungsthat für die Seinen sehen. Wie seine messianische Aufgabe auf das innigste zusammenhing mit seinem Berufe an seine Jünger, so mußten auch diese notwendigerweise teilnehmen an dem Segen des Todes, der ein Stück seines messianischen Werkes ausmachte. Nachdem aber der Herr innerlich klar und sicher geworden ist, tritt er offen mit der gewonnenen Erkenntnis auch vor seine Jünger. Nun erst begreifen wir vollständig, was so häufig nicht genügend beachtet oder erklärt wird, daß Jesus so spät seinen Jüngern gegenüber von der Notwendigkeit seines Leidens und Sterbens gesprochen hat, daß er überhaupt so lange mit ihnen gelebt hat, ohne das Bekenntnis zu ihm als Messias aus ihnen herauszulocken. Erst als der Herr mit völliger Ruhe und Gewißheit seinen weitern Messiasweg und das Ende dieses Weges zu überschauen vermochte, erst da veranlaßte er seine Jünger, das Messiasbekenntnis auszusprechen. Und unmittelbar nach jenem denkwürdigen Momente, in dem Petrus im Namen der übrigen Jünger zugleich sich zu Jesus als Messias bekennt, da zum erstenmale weist er sie auch auf die Notwendigkeit seines Leidens und Sterbens hin. Darum auch bringt uns erst die letzte Zeit seines Lebens jene wenigen aber um so bedeutungsvollern Aussprüche des Herrn über die Bedeutung seines Todes für die Seinen. Erst der Apostel Paulus, der nicht zu den Jüngern des Herrn während dessen Leben gehörte, ist es dann gewesen, der die Bedeutung des Todes Jesu als des Heilstodes in tiefsinnigen Gedanken zu erschließen unternommen hat. Aber es bleibt die eigenste persönliche That Jesu selbst, daß er seinen Tod als notwendigen Bestandteil seines messianischen Werkes erkannt hat. Gr

## Edward Irving, schottischer Pfarrer, Freund Carlyles und Gründer einer Sekte

### 3. Irving und seine Sekte

Darüber kam der Frühling 1831 heran, auf welchen die Generalversammlung in Schottland anberaumt war, um endgiltig über die Sündlosigkeit Jesu zu verhandeln. Irving richtete in seiner Kirche in London früh um halb sieben eine Bet-

stunde ein, um der General Assembly ein reiches Maß heiligen Geistes zu ihren Beratungen zu erbitten. Nachdem deren Sitzungen beendet, behielt er die Andachten bei, und zwar ganz besonders, um die Geistesgaben der Campbells und Macdonalds auch für die Londoner Gemeinde zu erflehen. Sehr bald hörte man denn auch von einem Zungenreden in der Gemeinde. Es ist ganz gut möglich, daß Frau Isabella, der Carlyle es als Schuld zuschreibt, in ihrem Nervenleben durch das beständige Reden und Beten um die Zungen so überreizt war, daß sie zuerst von der Erscheinung befallen wurde. Irving selbst ist bis zuletzt ganz frei davon geblieben und hat in seiner Demut stets gesagt, daß er dessen nicht wert sei. Nun, da er vor dem Phänomen in der eignen Gemeinde stand, versuchte er es zu sichten und zu ordnen und in der Kirche wenigstens zu unterdrücken. Doch wuchs die Aufregung wie eine Lawine, und die Bewegung nahm die größten Dimensionen an. Carlyle schreibt in seinen Erinnerungen:

Im Laufe des Winters waren in Bezug auf Irving traurige Dinge geschehen. Seine enthusiastischen Studien und Predigten gingen in das praktische „Wunderhafte“ über, mir das allertraurigste Phänomen. Die Gabe der Zungen war bei den Bethörtesten und Schwächlichsten seiner im ganzen schwachsinnigen Gemeinde ausgebrochen. Ich war während der ganzen Zeit keinmal bei ihm in der Kirche gewesen; ich ärgerte mich zu sehr und trug zu großes Leid um seine neuen Unternehmungen. Aber ein oder zweimal war die Haustochter Elisa Miles in Thränen aus dem Abendgottesdienst nach Hause gelaufen: die Zungen waren laut geworden, und die ungläubige Mehrheit hatte Tumult gemacht: Es war jammervoll; alles ein großer Aufruhr! — Dies kam jedoch höchstens zweimal vor. Irving, der nie selbst mit Zungen redete, hatte dann die Sache einigermaßen geregelt, wenigstens es nicht ermutigt und vielmehr als ungehörig aus der Kirche verbannt. Doch wurde die Sache viel besprochen: „Glauben Sie daran?“ war die stehende Frage. Daran glauben! „So gut wie ich an den Oberpriester von Otahaiti glaube,“ hörte ich einmal Lockhard dem Buchhändler Fraser zur Antwort geben. Trauer und Ekel waren meine naturgemäßen Gefühle. Wie sind die Großen gefallen! Daß mein eigner Lehrer Irving dazu kommen muß, daß solch ein Kopf durch armselige Popularität und spießbürgerliche Bewunderung verdreht wird!

Wir selbst sahen immer weniger von ihm, aber bei einem Abendspaziergang machten wir doch einmal einen Besuch und hörten denn auch richtig, was sie „Zungen“ nannten. Es war in einem nebenanliegenden Zimmer. Frau Isabella hatte sich mit den Frommen dahin zurückgezogen. Irving war um unsertwillen zurückgeblieben und schritt auf und ab, indem er sein jüngstes Kind auf den Armen tänzelte, und redete allerlei, vermutlich auch von den Zungen, als ein kreischendes, hysterisches Lah, lall, lall hörbar wurde (wenig anderes als l und a während mehrerer Minuten), wozu Irving mit auffallender Ruhe sagte: Nun hören Sie es selbst, das sind die Zungen! Und wir beide antworteten ihm nichts, außer mit unsern Blicken, die wahrscheinlich deutlich waren und gingen bald voll Kummer, Aerger und einer Art Beschämung hinweg. O warum war niemand da, der über diese lallenden Wahnsinnigen einen Eimer kalten Wassers geschüttet hätte! sagten wir zu einander. O Himmel, daß es dazu kommen konnte!

Noch einmal sahen wir ihn in unsrer Wohnung, wohin er kam, um Abschied von uns zu nehmen. Ich weiß nicht, ob die Unterredung, welche wir führten, um des gemeinsamen Freundes willen vorher zwischen meiner geliebten Frau und mir geplant worden. Jedenfalls war sie tief ernst und erschütternd, und keiner von uns dreien hat sie je vergessen. Geplant oder nicht: ich hatte mir im Stillen vorgenommen, Irving frei herauszusagen, was ich von seiner gegenwärtigen Stellung und Richtung halte. So that ich denn dies sofort, indem ich der Rede diese Wendung gab und ihn mit möglichster Schonung, aber mit möglichster Treue in den Besitz meiner wahren Meinung setzte. Sie, meine hochherzige Jeannie, sagte kaum etwas, gab aber durch ihr Aussehen und hie und da durch einen Einwurf zu erkennen, wie tief ihr Interesse, wie vollständig ihre Zustimmung. Ich begann damit, ihn um meines Gewissens willen zu bitten, ihm vor längerem Scheiden mit wenigen Worten meine Meinung sagen zu dürfen über eine Richtung, die ich für höchst gefährlich für ihn halte. Das vierzehnte Korintherkapitel, auf welches er sich berufe, sei sicherlich eine zu schmale Basis für den hohen Turm, den er darauf errichtet, einen Turm so schmal und hoch wie einen Mast, an welchem er ein Stück auf das andre klebe, bis die Grenze menschlichen Wissens, menschlicher Erfahrung nicht nur überschritten sei, sondern er sich geradezu damit im Widerspruch befinde — und das bloß, weil eine kleine Stelle in einem alten Buch geschrieben stehe! Kein nüchternes Urteil könne auf solche Bürgschaft hin ein solches Unternehmen wagen. „Die authentische Schrift des Höchsten!“ Ist sie nur in alten Büchern zu lesen? Steht sie nicht in den Sternen, in den Felsen, im Herzen, im Hirn jedes Sterblichen und zwar minder zweifelhaft als die vielen Erklärungen unterworfene Korintherstelle? Ferner sagte ich, daß es nicht ihm, Edward Irving, zieme, sich hinten im Troß der Menschheit zu verlieren, und dieselbe an veralteten unhaltbaren Kram zu schmieden, sondern vielmehr an deren Spitze zu schreiten und der Erste zu sein, der, dem Lichte der Sterne folgend, uns aus dieser abscheulichen, fieberschwangern Wildnis, in der wir alle stecken, zu dem verheißnen Jenseits führen solle. Denke wohl nach, lieber Freund, ob das nicht deine klare Pflicht und Schuldigkeit ist, klarer, wie je eine Korintherbriefstelle sein kann. Ich heiße dich stille stehen und nachdenken. In heiligem Ernst ist das mein Rat. Ich fügte hinzu, daß ich solches, wie er wohl wisse, im Namen alter Freundschaft thue; daß ich nicht annehme, er werde sogleich oder bald seine einmal gefaßten Ansichten, Beziehungen, Methoden ändern um meines Wortes willen; daß ich aber hoffe, er werde sich in den unvermeidlichen Krisen, in den Zweifeln seiner eignen Seele dereinst dieser Worte eines wohlgeneigten Gemüts erinnern und daraus Hilfe schöpfen.

Während dieser ganzen Anrede (etwa 20 Minuten) saß Irving mir gegenüber wenige Fuß entfernt; meine Frau zu meiner Rechten und seiner Linken schweigend und traurig in der Mitte; Irving mit gesenktem Haupte und schmerzvollem Ausdruck, doch ohne Ton oder Bewegung, bis ich ganz fertig war. Dann hob er mit dem mildesten leisen Ton und einem Gesicht voll Güte und Wehmut an: Lieber Freund! — und versuchte seine Verteidigung, kurz und ohne mich zu überzeugen, aber so mäßig und liebreich und so hoheitsvoll, wie kein Sterblicher es übertreffen könnte und es mir noch heute erinnerlich und teuer und aller Ehren wert ist. Darauf ging er schweigend seines Weges, zweifelsohne mit dem innigsten Scheidegruß.

Wie Carlyle vorhergesehen, hatte die Rede keine erkennbare Wirkung. Das Wirrsal ward immer größer. Da Irving die Stimmen für göttlich hielt, mußte er ihnen gehorchen und kam mehr und mehr in Abhängigkeit von ihnen. Zunächst forderten sie, in der Kirche gehört zu werden, und er gab nach. Dann gab es einen großen Aufruhr, weil einer der Zungenredenden, Baxter, sich zurückzog, indem er öffentlich erklärte, ein Irrgeist habe ihn genarrt.

Allen Freunden und Angehörigen Irvings wurde immer bänger zu Mute. Sie warnten und wehrten vergeblich. Sein Schwiegervater, den er auch oft ungeduldig machte, war der einzige, der einsah, daß er nicht anders handeln konnte, so lange sein Vertrauen in die Stimmen unerschüttert blieb. Wie konnte er ihnen das Haus Gottes wehren, wenn sie von Gott gesandt waren! So kam es denn zum Bruche zwischen der ekstatischen und der geordneten Partei der Gemeinde; denn selbst das Kompromiß, welches die Unternehmer (Trustees) der Kirche vorschlugen, wollten sich die Stimmen nicht gefallen lassen, daß nämlich Irving denselben den Sonntag in der Kirche wehren, aber ihnen die Wochengottesdienste gestatten solle. Und was für Stimmen! Nichts, nichts, was der Mühe wert wäre, zu hören: Er wird es offenbar machen! Er wird es offenbar machen! Ja, vernehmt es! Ja, vernehmt es! Ihr seid noch in der Wüste! Verachtet nicht sein Wort! Nicht ein Zeichen noch Titel soll vergehen! Oh, sie ist fruchtbar! Oh, oh, oh, die Kirche! Sie wird die Erde neu bevölkern und unterthan machen! Oh! oh!

Man holte ein juristisches Gutachten gegen Irving ein; die Synode trat zusammen und hielt über ihn Gericht. Mit mächtigen Worten hält er seine Verteidigungsrede, beruft sich wieder und wieder auf seine treue Amtsführung und bittet und beschwört sein Presbyterium, zu bedenken, was zu seinem Frieden dient.

Dann kam der Tag der persönlichen Verhandlungen, die ebenso erfolglos blieben wie alle frühern. Und am nächsten Sonntag Morgen fand er seine eigne Kirchthür verschlossen.

Nun mietete er ein Lokal, wo allerlei Tausendkünstler ihr Wesen hatten. Der ihm anhängliche Teil der Gemeinde von 800 Kommunikanten folgte ihm dahin und feierte am 6. Mai 1831 seinen Umzug durch das heilige Abendmahl.

Klagelos nahm er die Dinge hin, nur einmal hat er gesagt:

Mein Herz ist gebrochen unter den Schmähungen, die ich erduldet.

Auf die Märkte und Straßen ging er, um zu predigen, unermüdlich wie früher. Inzwischen baute Henry Drummond in aller Eile eine neue Kirche nach den neuen Bedürfnissen, welche die Stimmen angegeben hatten. Sie hatte Bänke wie andre Gotteshäuser und eine Plattform mit dreimal sieben Sitzen: für den Engel und sechs Presbyter zu oberst; dann eine Reihe für sieben Propheten, und die dritte für sieben Diakonen.

Die Generalsynode hatte inzwischen das Presbyterium Annandale, wo er ordinirt worden, aufgefordert, gegen seine Irrlehre vorzugehen. Dieses lud ihn zu Gericht, und er kam und ward verurteilt; aber auch selbst da noch war er ein Riese unter lauter Zwergen. Als er seine mächtige Stimme erhob,

um sich zu verantworten, mahnte ihn einer, daß er nicht vergesse, wo er sei.

O nein, erwiderte er, ich bin an dem Orte, wo ich geboren, und in der Kirche, wo ich getauft und ordinirt worden.

Er konnte bis zuletzt keinen Irrtum einsehen und pflegte zu sagen:

Die Reinheit des Lebens Jesu besteht gerade in dem wunderbaren Einwohnen des heiligen Geistes in dem gefallenen Fleische Adams.

Gerade, ehe die Synode zum Schluß kam, fing sein Begleiter, Dow mit Namen, in Zungen zu reden an:

Stehe auf, gehe hinweg! Stehe auf, gehe hinweg! Fliehe weg von ihr! Ihr könnt nicht beten! Wie könnt ihr beten zu dem Jesus, den ihr leugnet? Ihr könnt nicht beten! Gehe hinweg! hinweg! Fliehe, fliehe!

Es war dunkel geworden, nur eine Kerze brannte in der Kirche, und unter allgemeiner Bestürzung gingen die beiden hinaus. Die zurückbleibende Synode entkleidete ihn seines Amtes, also daß er hinfort kein Prediger der schottischen Kirche mehr war.

Doch war der Kelch der bittern Erfahrungen noch nicht bis auf die Hefe geleert. Statt ihn bei seiner Rückkehr doppelt liebreich aufzunehmen, suspendirten ihn seine Propheten in nie aufgeklärter Weise, und er nahm in Demut und gläubiger Geduld die Buß- und Wartezeit bis zur Neu-Konsekration als Fügung Gottes hin, ebenso wie den Tod seines jüngsten Kindchens, welches in dieser dunkelsten Zeit seines Lebens starb. Von nun an stand er, nicht mehr litterarisch thätig, nur noch im strengsten Gehorsam gegen seine Kirche, die immer enger und tyrannischer wurde. Im Auftrage derselben machte er z. B. eine Winterreise nach Edinburg, und dann reisten die Engel dorthin und schrieben zurück, die Stimmen haben geirrt in dem, was sie Irving anbefohlen, und tadelten ihn scharf. Um diese Zeit muß jene letzte Begegnung mit Carlyle stattgefunden haben, von welcher dieser berichtet:

Es war an einem hellen Maimittag, daß ich in den Kensington-Gardens eine dunkle männliche Gestalt zwischen zwei weißen weiblichen sitzen sah. Dieselbe erhob sich plötzlich und stapelte auf mich zu, der ich — Irving darin erkennend — mich gleichfalls näherte. Er wars in der That, aber wie verändert in den zwei Jahren und zwei Monaten, seit ich ihn zuletzt gesehen! Er war womöglich noch liebreicher als sonst, aber er war plötzlich ein alter Mann geworden. Sein Haupthaar, das ich noch rabenschwarz gesehen, war grau, an den Schläfen sogar schneeweiß geworden, das Gesicht hager, runzelig, zusammengefallen. Die immer noch hochaufgerichtete Gestalt schien jede Elastizität und Kraft verloren zu haben. Wir gingen einige Schritte zusammen — er war sehr freundlich und lieb — ganz gewiß in ganz England war kein Herz, und in Schottland höchstens zwei oder drei, die uns entfernt so zugethan waren als er. . . . Er gab seine geschwächte Gesundheit zu, machte aber nichts daraus. . . . Sein Ton war nicht mutlos, aber leise, nachdenklich, voll verschwiegenen Kummers. Einmal, vielleicht zweimal entlockte ich ihm ein kleines bischen Annandaler Lachen — so seltsam echt, obgleich so lahm und bewölkt. Das war mir am allerrührendsten und ist es noch.

Der gebrochene Mann konnte eigentlich nur noch vom Süden Linderung hoffen. Statt dessen hieß ihn die Kirchenbehörde Ende September eine Missionsreise nach Schottland antreten. In Liverpool schon, im Anfang Oktober, wurde er so krank, daß er seine Frau kommen ließ. Nochmals raffte er sich auf, um die Reise nach Glasgow zu vollenden, immer noch in der Hoffnung, seine leiblichen Augen werden den Herrn sehen, ohne im Tode zu brechen, dieser werde ihn hienieden zu neuem Leben auferwecken. Bis in den Todeskampf hinein konnte er es nicht glauben, daß sein Ende nahe; immer wieder versicherte er die Seinen, daß er menschlicherweise dem Tode verfallen sei, daß aber Gott ihn nach seiner Barmherzigkeit dennoch wieder herstellen werde, obgleich er ihn der Auszeichnung des Zungenredens nicht gewürdigt habe. Den 23. Psalm wiederholte er am liebsten in dieser Bedrängnis. Doch noch höher türmten sich die Wogen der Anfechtung; im Dunkel rang er mit dem Herrn, der seine Verheißungen nicht wahrgemacht, nicht wahrgemacht in dem Sinne, wie er sie verstanden. Und dann wards helle in ihm, und der Glaube behielt den Sieg: Sterbe ich, so sterbe ich dem Herrn!

Sonntag Abend den 7. Dezember 1834 ging er heim.

In der Krypta des Domes von Glasgow liegt er begraben. Die ganze Stadt gab ihm das Geleit, und keiner war, der nicht



in seiner Seele gesprochen hätte: Selig sind, die in dem Herrn sterben.

Von dieser letzten Schilderung in der Biographie giebt Carlyle zu, daß sie von majestätischer, von apokalyptischer Schönheit sei. —

Wenn die wahre Tragödie darin besteht, daß der Held sich an seinen eignen größten und besten Eigenschaften zerschellt, weil sie in einer alltäglichen Welt nicht Raum finden, dann haben wir hier eine solche von antikem Gepräge. Er glaubte, daß die Geistesgaben der ersten Christenheit nicht erloschen seien, sondern nur schlummerten. Er glaubte an die Gabe des heiligen Geistes nach der Verheißung felsenfest. Er war selbst durch und durch wahr und hielt von Natur alle Menschen für wahr und ehrlich. Als nun die Stimmen mit der Prätension himmlischer Zungen auftraten, folgerte er:

Wie darf ich zweifeln an dem, was ich selber erbeten, wie darf ich annehmen, daß mir mein Gott einen Stein statt Brot reichen werde!

Der Mangel an historischer Bildung tritt hier sehr hervor, der so häufig bei außerdeutschen Theologen fühlbar ist. Ein Blick in die Kirchengeschichte müßte ihn über die Vorgänge um ihn her aufgeklärt haben. Waren es doch erst hundert Jahre her, daß die Kamisarden aus den Cevennen nach London gekommen waren und mit ihren Weissagungen die Welt erfüllt hatten, andrer ähnlicher Erscheinungen nicht zu gedenken. Zu der leidenschaftlichen Betonung der menschlichen Seite in der Person des Heilandes aber trieb ihn außer dem Wunsche, ihn ganz unverkümmert zum Vorbilde zu haben, doch wohl auch die gänzliche Abwesenheit einer solchen in der schottisch-englischen Theologie jener Zeit. Der christologische Gedanke, die Darstellung einer harmonisch-menschlichen Existenz des schönsten der Menschenkinder ist später geboren und eben doch auch wesentlich deutsch. Das starre Bild des Gottes, der ein menschliches Gewand anhat, genügte dem warmen enthusiastischen Gemüte nicht, und feinere Unterscheidungen zu verstehen, dazu fehlte ihm später je länger je mehr die Ruhe. Aus allem Irrsal aber hat ihm Gott, sein Gott, ausgeholfen in sein ewiges Himmelreich, unter dessen seligen Verheißungen auch die sind: Ich werde erkennen, gleich wie ich erkannt bin; und: Wir werden Ihm gleich sein, denn wir werden Ihn sehen, wie Er ist.

M S

---

## Zum Andenken August Neanders

2

Allen christlichen Bestrebungen, die in jenen Jahrzehnten aufblühten, der Bibelgesellschaft, dem Gustav-Adolf-Verein und der Heidenmission hat Neanders warme Teilnahme angehört. Als ein rechter Studentenvater rief er an seinem 39. Geburtstage 1828 den Studentischen Krankenverein ins Leben. Durch „Denkwürdigkeiten aus der Geschichte des Christentums und christlichen Lebens“, welche in einfacher Darstellung hervorragende kirchliche Persönlichkeiten zu schildern und das Wesen und Walten des Einen heiligen Geistes durch die Jahrhunderte aufzuweisen bemüht waren, hat er einem größern Leserkreise dienen wollen. Das Honorar dafür aber mit vielem andern wandte er jenem Krankenvereine zu.

Wenn schon Neanders Auftreten in der de Wetteschen Angelegenheit den Mann von Herz uns auch als einen beherzten gezeigt hat, so erwies er, der milde und friedliebend so sehr bemüht war, sich in die Helden der Kirchengeschichte, und auch in die Verketzerten hineinzusinnen, sich als solcher auch, wo es die Wahrhaltung geistiger Prinzipien galt. Als Hengstenbergs Kirchenzeitung Denunziationen aus dem Hörsaal wider die Halleschen Professoren Wegscheider und Gesenius brachte, da kündigte Neander — 1830 — ihrem Herausgeber die Mitarbeiterschaft. Als im gleichen Jahre die freie Entwicklung des theologischen Studiums bedroht erschien, da trat er, wie ein von Harnack mitgeteiltes Urteil bezeugt, aufs ernstlichste und mit den gewichtigsten Gründen für die Freiheit der Wissenschaft ein. Eben da giebt Harnack auch noch eine weitere Erklärung von ihm gegen Hengstenberg vom Februar 1836:

Da ich soeben das Vorwort zur Evangelischen Kirchenzeitung gelesen habe und daraus ersehe, wie hier von dem Standpunkt einer alleinseligmachenden Dogmatik allen verschiednen eigentümlichen theologischen Richtungen Maß und Ziel gesetzt werden soll, so fühle ich mich gedrungen, festhaltend an dem Einen Grunde, der Christus ist, vor dem sich beugen muß jedes Knie, aufs neue in dem Geist der Liebe und der Freiheit, der von Ihm kommt, zu protestiren gegen jedes Papsttum, welcher Art es sein möge, das die Geister, die Gott geschaffen hat in unendlicher Mannigfaltigkeit zu seiner Verherrlichung und deren Leitung Er sich vorbehält, am Gängelbande führen zu können meint, und gegen jedes von solchem Papsttum zurecht gemachte Prokrustesbett. Leicht ist es konsequent zu sein, wenn man schnell abschließt und fertig ist, schwer, wenn man das Gewissen immer offen hält nach allen Seiten und im sauren Kampfe mit sich selbst sich gedrungen fühlt, immer mehr inne zu werden, daß all unser Wissen Stückwerk ist und bleibt. Wir können nicht umhin, zu warnen vor jener Konsequenz in der Beschränktheit, welche so leicht mit anmaßendem Absprechen oder Geistesträgheit sich paart.

Die letzten Worte sind nicht wider Hengstenberg selbst, aber wider viele seiner Anhänger gerichtet.

Auch als man damit umging, David Strauß' „Leben Jesu" unter obrigkeitliches Verbot zu stellen, warnte er, zu einem Gutachten aufgefordert, den Minister von Altenstein vor allem, was nur als willkürlicher Machtspruch erscheinen könne; Gründe wollen mit Gründen widerlegt sein. Auf geistigem Boden aber — „fern von dem Bereich jeder äußerlichen Macht" — trat er selbst Strauß entgegen, indem auch er „das Leben Jesu Christi" schrieb. Er hat es damit freilich weder den Hyperkritikern noch den Hyperpositiven recht machen können, noch wollen um der Wahrhaftigkeit willen: wir meinen, es möchte dies Buch vielen doch auch heute noch dienlich und nützlich zu lesen sein. Eine Probe der Behandlung — wenn auch nicht dem Leben Jesu selbst, sondern den „Denkwürdigkeiten" entnommen, aber hierher gehörig — wollen wir mitteilen:

Gemütskrankheiten pflegen zu den Symptomen einer Zeit des innern Zwiespalts und der Zerrissenheit, wie die Zeit, von der wir reden, besonders eine solche war, zu gehören. Es gab Viele, welche sich wie gebunden und unterjocht fühlten durch eine fremde Macht. Es war ihnen, als wenn zwei entgegengesetzte Ich in ihnen wohnten, ihr eigentliches Ich und ein böser Geist, der jenes nicht zu sich selbst kommen ließ, der seine Gedanken und Worte ihnen eingab, in seinem Sinne zu handeln sie antrieb. Wie sie sich selbst von bösen Geistern besessen glaubten, nannte man sie Dämonische. Herumziehende Schwärmer und Betrüger, Juden und Heiden, desgleichen die aus der Apostelgeschichte bekannten, Simon Magus, Elymas, benutzten das Unglück dieser Menschen, indem sie vorgaben, durch mancherlei Beschwörungsformeln und sinnlose Gebräuche die bösen Geister bannen zu können. Zu solchen Unglücklichen kamen fromme Christen, erkannten hier das Reich des Bösen in seinen die Menschheit verwüstenden Wirkungen; aber sie waren auch überzeugt, daß ihr Herr dies Reich überwunden habe, daß dessen Mächte gegen ihn und die ihm Angehörigen nichts vermöchten. In diesem Glauben riefen sie ihn an, auch hier seine siegreiche Macht zu offenbaren. Dem geheilten Heiden erschien nun das ganze Heidentum mit seinem Götzen- und Sündendienst als das Reich der Finsternis, und er trat aus demselben über in das Reich Christi, dem er nun erst, nachdem er seine sittlich umbildende Kraft in seinem Innern erfahren, seine gründliche Genesung verdanken konnte, wie der Herr selbst gesagt hat, daß die Teufel wahrhaft können ausgetrieben werden nur durch den Geist Gottes und daß, wenn dieser nicht von dem Hause Besitz genommen, in welchem der böse Geist wohnte, dieser zurückkommt mit sieben andern, noch ärgern Geistern, und es nachher mit dem Menschen ärger wird, als es vorher war.

Der Kirchengeschichtschreibung Neanders hat man den Vorwurf gemacht, daß sie nur die innerlichen, nicht die äußern Faktoren zu schildern und zu würdigen verstehe, nicht weder das Dogma in seiner fixirten Form, noch auch die Gestaltung von Verfassung, Sitte und Kunst; daß sie die Ecken und Kanten an den dargestellten Personen abbreche, so daß diese, nach Harnacks Bild, Sternen gleichen, welche schwer zu unterscheiden sind von demselben lichten Nebel, der sie umfließt, oder aber daß sie, nach Uhlhorns Vergleich, den Eindruck hervorbringen, als ob man in eine Bildergallerie geführt werde, wo immer verwandte Motive in endloser Mannigfaltigkeit zur Darstellung gekommen sind. „Bei alledem ist diese Kirchengeschichte ein unsterbliches Werk" (Karl Hase), Neander selbst ein Kirchenhistoriker, wie seit Mosheim keiner, und wie ein neuer Kirchenvater.

Harnack hat auf die Frage: Worin lag Neanders Bedeutung als Kirchenhistoriker? folgende Antwort gegeben:

Neander hat lebendiges Interesse und Lust an der Kirchengeschichte erweckt, weil er sie mit dem Auge des dankbaren Freundes betrachtete. Neander hat das Quellenstudium der Kirchengeschichte belebt, weil er ein großes Ziel dieses Studiums kannte — den geistigen Verkehr mit hohen Ahnen. Neander hat die Kirchengeschichte der Theologie zurückgegeben, weil er den Pulsschlag christlichen Empfindens und Lebens auch unter fremden und spröden Hüllen zu entdecken verstand .... Denn ... wenn die Kirchengeschichte eine historische Disziplin im strengen Sinne sein und doch der Theologie gehören soll, so gab es vor dem Beginn des neunzehnten Jahrhunderts eine solche Kirchengeschichte bei uns noch nicht.



Krabbe scheint mir Neander in dieser Beziehung richtig bezeichnet zu haben:

Es geht von Anfang an durch die ganze Neandersche Geschichtsforschung und Geschichtschreibung das Bewußtsein einer Lebensgemeinschaft mit Christo, aus welcher das Leben der Geschichte das rechte Verständnis gewinnt. Das Christentum war ihm der Sauerteig, welcher dazu bestimmt war, in der sittlichen, religiösen und intellektuellen Natur der Menschen eine Gärung hervorzurufen und mit neuen heilenden Kräften die alternde Menschheit zu durchdringen. Er sah in ihm die Mitteilung eines neuen Lebens, hervorquellend aus den Thatsachen der Heilsgeschichte, welches durch alle Jahrhunderte hindurch sich fortpflanzt und unter allen wechselnden, veraltenden und vorübergehenden Bildungsformen das göttliche Lebensprinzip bleibt, aus welchem die sündige Welt sich erneuern, heiligen und verjüngen soll. Diese verklärende Macht des Christentums, wie sie seit achtzehn Jahrhunderten an allen Geschlechtern wirksam ist und unter allen Völkern sich bezeugt, ist das innere Objekt seiner Geschichtschreibung, so daß seine Darstellung des christlichen Lebens, welche überwiegend den Mittelpunkt bildet, um den herum sich aller kirchenhistorische Stoff auseinanderlegt, jenen Entwicklungs- und Läuterungsprozeß vor allem zur Anschauung und zum Bewußtsein zu bringen bemüht ist. . . Seine (Neanders) Meisterschaft in kirchlicher Geschichtschreibung lag eben so sehr in einer seltnen Beherrschung und speziellen Durchdringung aller kirchengeschichtlichen Quellen, auch der entlegeneren, als darin, daß er die kirchenhistorische Darstellung zu einem lebendigen, ununterbrochenen Zeugnisse von Jesu von Nazareth, dem Sohne Gottes, dem Erlöser der sündigen Menschheit machte und dadurch seiner ganzen Geschichtschreibung jenen geistlichen Charakter verlieh, um dessen willen sie als eine wahrhaft kirchliche bezeichnet werden kann.

So hat — mit Uhlhorn zu reden — „Neander allerdings die Geschichte des Christentums geschrieben als Kommentar zum Gleichnis vom Sauerteig, welches das innere Durchdrungenwerden der Menschheit vom göttlichen Leben darstellt." . .

H

## Friedrich von Hardenberg, genannt Novalis

Uebersicht: 1. Vaterhaus und Kindheit; 2. Suchen und Finden; 3. Der neue Lebenstag

Aufs neue*) ist unsre Aufmerksamkeit auf den „zu früh entschlafenen göttlichen Jüngling" gelenkt worden, dessen Schleiermacher in bewegten Worten in den „Reden über die Religion" gedacht hat als eines Dichters, den wir, „wiewohl er kaum mehr als die ersten Laute wirklich ausgesprochen hat, den reichsten Dichtern beigesellen müssen, jenen seltenen, die ebenso tiefsinnig sind, als klar und lebendig," an dem wir schauen können „die Kraft der Begeisterung und der Besonnenheit eines frommen Gemüts." Daß das Interesse für den Dichter Novalis noch immer ein lebendiges ist, beweist der Umstand, daß die von Beyschlag herausgegebenen, mit einem feingezeichneten Lebens- und Charakterbilde des Dichters eingeleiteten Gedichte desselben 1886 in dritter Auflage ausgegangen sind, und daß die von pietätvoller Frauenhand zusammengestellte „Nachlese"**) nach kurzer Zeit in zweiter Auflage erschienen ist. Denn der insbesondre durch Raich***) wieder in Fluß gekommenen Diskussion über die persönliche Stellung des Frühvollendeten zur katholischen Kirche können wir dieses Interesse nicht zuschreiben,

*) Schubart, Novalis' Leben, Dichten und Denken. Gütersloh 1887. Die Schrift steht auf den Schultern Hayms und Diltheys, geht mit besonderer Liebe auf die Entfaltung der religiösen Eigenart von Novalis ein, setzt diese in Beziehung zu dem religiösen Denken seiner Zeit wie zu der Physiognomie, wie sie die damalige evangelische Kirche zeigte, um hieraus einzelne Aussprüche des Dichters, die zu dem Gerücht seines Uebertritts zur katholischen Kirche Anlaß gegeben haben, in das richtige Licht zu rücken und den einzelnen Worten, die man nicht pressen darf, den ganzen religiösen Charakter gegenüberzustellen, dessen Innenleben sich in der Begriffswelt der Romantiker so wenig genau, wie in den Begriffen der damaligen Theologie aussprechen konnte, deshalb nur fragmentarisch zum Ausdruck im Worte kommt.

**) Friedrich von Hardenberg (genannt Novalis). Eine Nachlese aus den Quellen des Familienarchivs, herausgegeben von einem Mitgliede der Familie. Zweite Auflage. Gotha 1883.

***) J. M. Raich, Novalis' Briefwechsel mit Friedrich und August Wilhelm, Charlotte und Karoline von Schlegel. Mainz 1880.

vielmehr der unverwelklichen Frische, welche den Liedern des Novalis innewohnt, dem wunderbaren Zauber, mit welchem sie als Zeugnisse innersten religiösen Lebens das Gemüt anziehen und gefangen nehmen. Mag es ja sein, daß die geistlichen Lieder „streng genommen nur im Vorhof der Heiden gedichtet“ sind, und daß sie „im Heiligtum profan klingen“ — die Gewalt und Wahrhaftigkeit, mit welcher die Liebe zu Christus darin hervorbricht, giebt ihnen unter allen Umständen den Charakter von wahrhaft christlichen Liedern. Es charakterisirt sie, wie Wilhelm Scherer kurz und treffend sagt, „edler Ausdruck der Liebe zu Christus,“ „keine bloße Erinnerung, wie bei Hölderlin, sondern die Stimmung kindlichen Glaubens in voller Gegenwart, in vollem Besitze.“ Darum haben sie nicht bloß in jenen Tagen, da sie gedichtet worden sind, da „auf den Höhen unsers Geisteslebens der Jesusname ein vergessener und verklungener war,“ mächtig geworben für den „heiligen Geliebten im wundersamen Glanze,“ sondern sind die erklärten Lieblinge weiter Kreise auch heute noch, zumal darum, weil sie in so machtvoll andringender Weise zeugen von der in Christo angeschauten Ueberwindung des Todes durch das Leben. Dem Sänger, der uns zuruft:

Wer hat das Kreuz erhoben
Zum Schutz für jedes Herz?
Wer wohnt im Himmel droben
Und hilft in Angst und Schmerz?

Geh zu dem Wunderstamme,
Gib stiller Sehnsucht Raum,
Aus ihm geht eine Flamme
Und zehrt den schweren Traum!

— diesem Sänger darf gerade jetzt in der Passionszeit, welche uns um den „Wunderstamm“ des Jesuskreuzes versammelt, eine stille Stunde zugewendet werden. Nicht seine dichterische Bedeutung überhaupt, nicht die kirchliche oder theologische Würdigung seiner geistlichen Lieder im besondern soll uns beschäftigen, sein religiöses Werden, Suchen und Finden — das soll uns kurz vor die Seele treten, also nichts Neues, sondern das vielen unter den Lesern Bekannte in dieser bestimmten Beleuchtung. Es ist ja auch ein Passionsbild.

## 1. Vaterhaus und Kindheit

„Den 2. Mai 1772 zu Wiederstedt machte uns Eltern Gott die Freude und schenkte uns einen Sohn, welcher in der hl. Taufe den Namen bekam: Georg Friedrich Philipp.“ So trug die Mutter unsers Dichters das Ereignis seiner Geburt in ihr Tagebuch ein. Er war das zweite Kind; eine Tochter Karoline Sofie Sidonie Charlotte war vorausgegangen.

Das Kloster Oberwiederstedt liegt an den letzten Ausläufern des Harzgebirges. An die alten Klostergebäude angelehnt stand das Wohnhaus der Familie von Hardenberg, ein einfacher Bau, der aus dem Jahre 1683 stammte. Im Hofe dufteten hochstämmige Fliederbäume; eine steinerne Wendeltreppe, auf welche das Licht durch kleine, runde Fensterscheiben fiel, führte empor in eine weite, dämmerige Hausflur; im Garten am Hause stand eine Allee von jungen Lindenbäumen, die der Vater an seinem Hochzeitstage gepflanzt hatte. Es war ein stiller, zum Träumen einladender Ort, still schon durch die Lage seitab vom Dorfe Oberwiederstedt, stiller noch durch den Geist gesammelter Stille, gehaltenen, fast trüben Ernstes, der im Hause waltete. Er ging vom Vater aus. Schwere Lebensführung hatte den einst lebensfrohen Mann ernst gestimmt und sein ganzes Interesse auf die Sorge um das ewige Heil gerichtet. Heinrich Ulrich Erasmus von Hardenberg hatte im vierzehnten Lebensjahre den Vater verloren, sich erst dem Studium des Bergbaus gewidmet, dann in der Hofkanzlei zu Hannover und in der hannöverschen Legion Dienste gethan, bis ihn die Pflicht nach Hause rief, wo seiner die schwierige Aufgabe wartete, das durch gewissenlose Verwaltung herabgekommene Gut unter pietätvoller Schonung der Mutter emporzubringen. Ein reines, reiches Eheglück an der Seite einer geliebten Frau, Friederike von Oldershausen, ließ ihm alles leicht erscheinen. Da riß eine Blatternepidemie ihm die Gattin jäh von der Seite. Der starke Mann erbebte in den Grundfesten seines Wesens wie ein Eichbaum,



in dessen Nähe der Blitz einschlägt. Mit Flammenschrift trat die Frage vor seine Seele: Was muß ich thun, daß ich selig werde? Er stürzt sich in ein eifriges Heiligungsstreben, hebt und trägt die Blatternkranken im Dorfe, verschreibt sich nach Anleitung des Methodistenpredigers Dodridge dem Herrn handschriftlich, aber ohne zur vollen Freudigkeit eines Gotteskindes hindurchzudringen, das durch Jesus Christus sich mit Gott versöhnt weiß und seiner Vaterliebe gewiß ist, ja ohne über einen ängstlichen, methodistisch geprägten, nie des Friedens voll teilhaftigen Bußeifer hinauszukommen, bis er im Schatten der Brüdergemeinde das Gleichgewicht der Seele einigermaßen wieder erlangt. So hat er später kein rechtes Verständnis für die viel freier und kindlicher sich entfaltende Glaubensstellung seines Sohnes gehabt. Wehmütig berührt es, zu sehen, wie dieser gegenüber dem Vater über die tiefsten Geheimnisse Zurückhaltung bewahrt, schüchtern auch die Ergüsse seiner Frömmigkeit verbirgt, so daß der Vater noch nach dem frühen Tode des Sohnes um dessen Stellung zu dem Heiland sich ernste Sorgen macht, bis er einst im Gottesdienste das Lied: Was wär ich ohne dich gewesen? kennen lernte und auf die Frage, von wem dieses Lied stamme, das ihn mächtig ergriffen hatte, die Antwort erhielt: Von Ihrem Sohne!

Das äußere Leben gewann wieder festere Gestalt für ihn, als er sich zum zweitenmale mit Bernhardine Auguste von Bölzig vermählte (1770), einer frommen, allem Schönen offenen, zartsinnigen und schmiegsamen Natur, voll schonender Güte und freundlicher Milde.

In der Stille dieses dem Welt- und Gesellschaftsverkehr abgewendeten Hauses wuchs der kleine Friedrich herauf, in den ersten Lebensjahren ein zartes, unscheinbares Kind, das an Gaben weit hinter der älteren Schwester und dem um zwei Jahre jüngeren Bruder, dem frischen, frohmütigen Erasmus, zurückstand. Ein schwerer Krankheitssturm küßte die Knospe wach, weckte den schlummernden Geist. Als ein „aufgeweckter, selbstthätiger, origineller, geistvoller Knabe“ — nach dem Zeugnisse des Erziehers — verließ er das Krankenbett.

Die Schatten im Hause verdüsterten sich, als die Mutter erkrankte. Die damals vierzehnjährige Tochter Karoline rückte an die Spitze des Haushaltes: kein Wunder, daß das Mädchen in die ernste Lebensansicht des Vaters hineinwuchs als seine Vertraute.

So bildeten die jüngeren Geschwister eine Welt für sich. Und das war eine innerlich reiche, poetische Welt. Denn schon früh entwickelte sich in Friedrich, dem Märchenerzähler des Kinderkreises, die schöpferische Phantasie: sie belebte die verödeten, noch die Spuren der Zerstörung tragenden Räume des alten Klosters mit Nonnen und Mönchen; sie sah Ritter einkehren in schmucker, farbenreicher Pracht; sie vernahm aus den weinumrankten Bogenfenstern ernsten Horengesang, aber auch Sturmgeläute, Kampfruf und Wehklage; — und das Duften des Flieders, das Rauschen der Lindenbäume und das wechselnde Mondlicht wob das alles ineinander zu wundervollen Geschichten.

Ein Ereignis war es, wenn die Oheime zu Besuch da waren, zumal wenn der jüngere Bruder der Mutter, Hauptmann von Bölzig, der für den großen Preußenkönig schwärmte, den lauschenden Knaben von den Schlachten erzählte, die er mitgemacht hatte, so daß die Knaben noch spät im Bette wach blieben. Es ist ein Stück des Morgentraumes der eignen Kindheit, womit der „Heinrich von Ofterdingen“ beginnt:

Die Eltern lagen schon und schliefen, die Wanduhr schlug ihren einförmigen Takt, vor den klappernden Fenstern sauste der Wind, abwechselnd wurde die Stube hell von dem Schimmer des Mondes. Der Jüngling lag unruhig auf seinem Lager und gedachte des Fremden und seiner Erzählungen.

K-Fr

---

## Tagebuchblätter aus Italien

### 10. Matilde Serao*)

Taormina, 1. April 1887

Wer ist wohl je der so lange unfreiwillige Muße auferlegenden Quarantäne dankbarer gewesen, als wir in Taormina, in der liebenswürdigsten Gesellschaft einer Familie und eines gestrengen Professors aus England, angesichts der zaubervollsten Gegend Italiens! Das felsenzerklüftete Ufer, überaus reich gegliedert, die Küste mit ihrem Reichtume, der Aetna, aufsteigend vom Meere in riesiger Größe, oben beschneit, unablässig dicke Rauchwolken entsendend, die Abhänge prangend in größter Fruchtbarkeit, das weite Meer, hier oben hoch auf Felsen das griechische Theater — in ganz einziger Weise finden sich hier die verschiedenartigsten Elemente landschaftlicher Schönheit zusammen: auf das glücklichste einen sich nordischer und südlich-tropischer Naturcharakter.

Mächtig und anmutig liegt über dem allen der Zauber großer historischer Erinnerungen. Wenige, aber reizvolle Reste sind in der Stadt selbst, der alten Hochburg der Christen gegen die Sarazenen, erhalten; eine umfangreiche Nekropole, wie es scheint aus spätaltchristlicher Zeit dehnt sich auf halber Höhe aus. Etwas abseits von der Stadt ist dem „Apostel Siziliens," dem heiligen Pankratius eine Kirche geweiht. Es ist eine alte Tempelzella. Zum Glücke hat nicht diese, sondern eine architektonisch wertlose Kirche im Innern der Stadt das harte Los getroffen, in ein Theater umgewandelt zu werden. Der Rat von Taormina hat die Notwendigkeit eines Theaters empfunden, und da man genug Kirchen hatte, den Umbau einer bis dahin gebrauchten Kirche beschlossen. Man ist ziemlich fertig damit. Es hat weniger Aenderungen bedurft. An die Stelle des Altars tritt die Bühne. Die Kirchenfassade ist bis auf ein neues Kranzgesims nicht verändert worden.

Die unerwartete Mußezeit benutzte ich, einen zur Reiselektüre mitgenommenen italienischen Roman zu lesen. In einem Feuilleton der „Nationalzeitung" erschien im vorigen Jahre eine warme Besprechung der Werke von Matilde Serao, einer in Italien beliebten vielgelesenen Schriftstellerin. Namentlich wurde der Roman Fantasia als sehr lehrreich zur Kenntnis italienischer Mädchenerziehung empfohlen. Unserm Gemeindeblatte zu liebe las ich die Fantasia.

Arg enttäuscht habe ich das Buch aus der Hand gelegt. Sujet und Darstellung verraten deutlich die Vorbilder. Die französischen Naturalisten sind die Lehrmeister der Italienerin gewesen. Aber von den italienischen Romanschriftstellern der Gegenwart, die fast alle unbedingt in die Schule der stammverwandten Franzosen gegangen sind, ist Frau Serao noch ziemlich die lesenswerteste. Sie wird sich kaum jemals in ihren Romanen über das Gebiet des Anständigen hinausbegeben, und da sie die gesellschaftlichen Verhältnisse mit photographischer Treue wiedergiebt und ihre Werke die Geschmacksrichtung eines großen Teiles der höheren italienischen Gesellschaft kennzeichnen, ist die Lektüre nicht ohne Nutzen. Der angenehmste Teil ist der erste, der das Leben in einem Mädcheninstitute bei Neapel vor Augen führt. Nur ist auch hier der positive Ertrag für Bereicherung unsrer Kenntnisse ein viel geringerer, als sich erwarten ließ. Eine weihrauchduftende Kapelle mit der Feier der Transsubstantiation wird man schon geahnt haben. Daß die Mädchen bisweilen ihre Pensa nicht lernen, ist nichts Neues, und es ist zu fürchten, daß auch das Erzählen des Inhaltes der „Kameliendame" bei uns seine Analoga hat. Andres trägt wieder zu individuelles Gepräge, als daß man das Recht hätte, für weitere Kreise Schlüsse zu ziehen.

Zwei Mädchen sind in dem Erziehungsinstitute Freundinnen geworden, Lucia, reich begabt, fantastisch-exzentrisch, und Caterina, ein durchaus nüchterner, aber gerader und pflichttreuer Charakter. Sie verlassen das Institut; Caterina heiratet den ihr bestimmten Mann. Ihre Freundin lebt allein ihren Träumen, ihren überspannten Gedanken. Endlich entschließt sie sich, anscheinend um ihrem Drange nach aufopfernder Thätigkeit zu genügen, ihren lungensüchtigen, sehr reichen Vetter Alberto zu heiraten. Der Mann Caterinas, ein Naturkind, abhängig von seinen unmittelbaren Empfindungen, fühlt anfangs der asketischen Lucia gegenüber heftige Antipathie. Aber bei einem längern Besuche Lucias und Albertos in seinem Hause fesselt ihn die Schönheit, das interessante Wesen, und bald ist er zum Wahnsinn in die Freundin seiner Frau verliebt. Die Liebe wird erwidert. Die ungetreuen Ehegatten entfliehen zusammen. Caterina nimmt sich das Leben.

Das ist die kurze Fabel. Die Verfasserin ist bei der Redaktion des Corriere di Roma, einer das Feuilleton sehr pflegenden Zeitung, stark beteiligt. Ihr Roman erschien zuerst in der Zeitung Rassegna, einem Blatte, das, jetzt eingegangen, in Deutschland wegen der guten Informationen über die Kurie unrichtigerweise für ein päpstliches Organ gehalten worden ist. In der That verleugnet sich auch in dem Romane der Feuilletonstil nicht: die Sprache oft überscharf pointirt, die Darstellung spannend, aufregend, niemals langweilig. Der Romane versteht es auch, das Leben zu beobachten. Er legt viel Gewicht auf das Aeußerliche, Kleine im täglichen Leben, wird daher meist sehr anschaulich. Nur daß sich hier die Frau nicht verleugnet; noch nie habe ich so viel Toilettenbeschreibungen in einem Buche gefunden. Dafür ist ihr psychologisches Verständnis sehr bemerkenswert, namentlich für die leidenschaftlichen Stimmungen. Der kindisch wahnwitzige Verkehr der beiden ehebrecherischen Liebenden ist mit unglaublicher Schärfe und Lebendigkeit geschildert. Das Charakterbild der Lucia ist in außerordentlich spannender Entwicklung klar gelegt. Die Grundfrage des ganzen Buches ist eine psychologische. Lucia hat zu viel Phantasie, Caterina keine. Aber jene ist dabei im Grunde allen Gefühls bar, eine kalte Egoistin, die sich der Macht ihrer Phantasie, des sentimentalen Auftretens wohl bewußt ist, oft sich selbst damit täuschend. Ihre krampfhaft mystische religiöse Andacht, ihr Schalten und Walten in der ungesunden Region des Chlorals, des Ambraparfüms, diese asketische Selbsterziehung zu Halluzinationen ist nichts andres als ein mehr oder minder bewußter Selbstbetrug.

Aber trotz diesen Vorzügen ist das Buch ganz unbefriedigend. Es fehlt zweierlei. Mit erschreckender Deutlichkeit ist die gemeine, furchtbare Wirklichkeit geschildert. Aber der Dichter ist der Sklave seines Stoffes geworden. Man wird nicht irren, wenn man annimmt, daß wirkliche Begebenheiten der Erzählung zu Grunde liegen. Nicht schöpferisch hat sie die Verfasserin verwertet. Die freie Gestaltung fehlt, das ideale künstlerische Element. Darum schließt das Buch mit dieser fürchterlichen Grabesstille, die nur durch die fernher kommenden, immer schwächer werdenden Jammerlaute des armen Schwindsüchtigen unterbrochen wird. Kein versöhnendes, kein erhebendes Moment. Nacht, Verzweiflung überall, die zuerst erfassend, welche als Lichtbild dagestanden hat. Aber auch diese geht unter, weil in ihr keine sittliche, in dem religiösen Verhältnisse festgegründete Kraft vorhanden ist. Es fehlt dem Buche völlig an der Anerkennung moralischer Pflichten und an der Schätzung, man darf sagen an der Kenntnis echt religiöser Faktoren. Nicht ein Hauch christlicher Lebensanschauung ist zu spüren. Nichts als die zügellose verwüstende Macht der Leidenschaft wird verherrlicht, „die Liebe, und nur die sinnliche Liebe." Die beiden Frauen betrügen, verlassen ihre Gatten, Lucia den kranken Mann; der arme Lehrer, welcher sich in Lucia verliebt hat, vergißt darüber seine Schulpflichten, läßt sich entsetzen, stürzt Mutter und Schwester in das bitterste Elend; Caterina geht in den Tod, nachdem sie eben noch am Krankenbette des Freundes gestanden hat. „Sie beide thaten das Unrecht, weil sie einander liebten. Das ist alles. Die Liebe ist eben stärker als alles andre." „Andrea empfand nicht mystische Schrecknisse, nicht die Schwachheiten eines irrenden Gewissens, nicht die Erregungen verderbter Seelen. Er that das Unrecht, weil er liebte." Immer wiederholen es die Liebenden: Ein Verhängnis ists. Was können wir thun? „Der ewige Vater hatte gewollt, daß sie alles verlieren sollte." „Ich war ja ohne Willen in dieser

*) Vergl. Jahrgang 1887, Nr. 26, 27, 34, 36, 37 und 1888, Nr. 12, 13, 22, 23.

Sünde.“ Man sieht schon aus diesen paar Aeußerungen, was die Begriffe „ewiger Vater“ und „Sünde“ wert sind. Es sind nur synonyme Ausdrücke, um das gerade Entgegengesetzte zu bezeichnen, nur inhaltlose Reminiszenzen aus vergangner Zeit, als Schicklichkeitskomplimente angebracht. „Caterina war eine sehr ruhige religiöse Frömmigkeit geblieben, ohne mystische Begeisterungen, doch streng, wie ihr alle ihre Pflichten streng waren.“ Aber diese Frömmigkeit giebt im Unglücke nicht Kraft. Lucias mystische Frömmigkeit ist in der Leidenschaft verflogen. Andrea kennt gar keine; Alberto erzählt einmal, daß er das Paternoster und das Ave Maria vergessen habe. Religiöser Indifferentismus und Fatalismus, das ist der religiöse Hintergrund.

Je weniger die Verfasserin sich gerade für die Bedeutung und Entwicklung der religiösen Faktoren interessirt hat, um so wertvoller sind auch diese Einzelzüge. Sie treffen mit den Erfahrungen, welche man täglich in Italien haben kann, durchaus zusammen. Es läßt sich bei der scharfen Wiedergabe des wirklichen Lebens in dem Romane nichts andres erwarten. Der Roman behauptet wenigstens den Vorzug, so unbefriedigt, ja entrüstet, wie er sonst den Leser zurückläßt, daß er ein getreues Zeitbild ist. J F

## Aus England

**(Prozeß des Erzbischofs von Lincoln)** Wie die Leser der Christlichen Welt wissen (vgl. Nr. 6, S. 124), hat Kardinal Lavigerie zu Anfang dieses Jahres an den Kardinal Manning einen zur Versöhnung und Vereinigung mit Rom ermahnenden Brief gerichtet, in dem es heißt: „Warum nur bleiben wir getrennt? Ihre englischen Protestanten haben ja im Unterschiede von den Nationalisten andrer Länder den Glauben ihrer Väter bewahrt in fast allen Hauptlehren des Christentums, in der Lehre von der hl. Dreieinigkeit, von unsers Herrn Menschwerdung und der durch ihn geschehenen Versöhnung. Sie lieben und achten das Gesetz Gottes! Nur Vorurteile trennen sie von der alten Kirche, die stets um sie trauert und dennoch stets ihren mütterlichen Arm ihnen offen hält.“

Dazu bemerkt der Christian kurz und schlagend:

„Das alte Lied! Wir sollen unsre Freiheit aufgeben und was bekommen wir dafür? Nichts — als den wertlosen Segen eines Menschen mit Neigungen, Schwächen und Sünden, wie wir. Der Papst nimmt alles und giebt nichts! Einigung auf solche Bedingungen hin ist unmöglich! Wir lieben den einzelnen Katholiken, der in dieses schreckliche System verstrickt ist; aber Vereinigung mit dem Papsttum ist auf jeden Fall unmöglich!“

Leider muß dieses kampfesmutige „Auf jeden Fall unmöglich“ nach dem Thatbestande der Dinge hier zu Lande wesentlich modifizirt werden. Freilich, daß der Katholizismus, dessen Grundwesen überall dasselbe bleibt, in England einen stillen, doch unermüdlichen Kampf mit allen evangelischen Denominationen, vorab der herrschenden „Kirche von England“ führt, ist ja nicht verwunderlich, aber daß er aus dem Klerus der bekämpften Kirche seine besten Hilfsarbeiter zu gewinnen weiß, das dürfte doch eine geschichtlich einzig dastehende Thatsache sein, die auch dadurch nicht entkräftet wird, daß diese Hilfe häufig ganz unbewußt geleistet wird. Diese Bestrebungen innerhalb der „Kirche von England“, die im letzten Grunde dem Papismus zuarbeiten, werden zusammengefaßt unter dem Namen Ritualismus (oder auch High Church school), dessen Wesen am besten aus dem augenblicklich stattfindenden Prozeß gegen den ritualistischen Bischof von Lincoln sich erkennen läßt.

Vor ungefähr 5 Wochen erschien in der Bibliothek des erzbischöflichen Palastes zu Lambeth, einer der südlichen Vorstädte Londons, vor dem Gericht des Primas von England, des Erzbischofs von Canterbury (und einiger andrer Bischöfe) der Bischof King von Lincoln, wegen ritualistischer Neuerungen von mehreren seiner Gemeindeglieder angeklagt. Die erhobenen Anklagen — brennende Lichter auf dem Altar, Kreuzschlagen, besondre Stellung am Abendmahlstisch während der Kommunion u. s. f. — sind ja an und für sich geringfügiger Natur; aber diese Betonung des Rituellen, diese eigenmächtige Einführung von neuen Riten ist doch bedenklich, da es für den Einsichtigen keinem Zweifel unterliegt, daß die damit betretene Bahn endlich bei der römischen Theorie des Meßopfers für Lebendige und Tote endigen muß. Schon hat kürzlich bei der Einweihung einer Kirche in Edinburgh der zelebrirende Priester allein kommunizirt, während durch das Common Prayer Book so klar wie möglich bestimmt ist, daß Kommunion nur abgehalten werden darf, wenn mindestens drei Personen daran teilnehmen. Die neueste ritualistische Deutung will darin aber nur die Anordnung finden, daß drei Personen überhaupt nur zugegen sein müssen. — Der Bischof von Lincoln protestirte gegen die Zuständigkeit des Gerichts, worauf dieses sich für vier Wochen vertagte, um dem Angeklagten Zeit zu geben, seine Einwendungen zu formuliren. Sein Verteidiger (er selbst erschien nicht) führte dann in der wieder aufgenommenen Sitzung des Gerichtshofs vom 12. März aus, daß ein Bischof nur von seinen Provinzialbischöfen gerichtet werden darf, daß die Bestimmungen des Common Prayer Book, da sie nur von Priestern und Diakonen sprächen, auch nur für diese



gälten, und daß daher ein Bischof die Riten ändern dürfe — ein Grundsatz, der jegliche Ordnung aufhebt! Die mit Spannung erwartete Entscheidung dürfte aber noch längere Zeit sich hinziehen.

Die römische Kirche läßt den ganzen Gottesdienst im Meßopfer aufgehen, und dieses wiederum ist ein nur dem Priester mögliches Werk. Folgerichtig kann auch nur der geweihte Priester wirklichen Gottesdienst abhalten, während der Gemeindegottesdienst darin besteht, daß sie dem Handeln des Priesters betend nachfolgt — das ist die Klippe, welcher die englischen Ritualisten zutreiben. Wenn die Predigt des Wortes Gottes bei Seite geschoben wird durch solch ängstliches Halten auf Riten und Gesten, durch Aufsuchen neuer, sinnenfälliger Zeremonien, dann eröffnet sich auch der englischen Kirche die trübe Aussicht auf den „Meßpriester mit seinen Schirmschlägen und Händeaufheben, Rechts- und Linksknien und Verrichten von unverstandenen Zeremonien,“ wie ihn unsre Väter so trefflich gekennzeichnet haben. Aber noch ist im großen und ganzen der evangelische Sinn der englischen Gemeinden gesund, und noch sind die nationalen Ehrenthaten — 1588 Zerstörung der Armada; 1688 Beseitigung der Gefahr eines papistischen Königtums — dem englischen Volke unvergessen. F L

## Ultramontanes

**(Ultramontane Reiseberichte)** Daß die in Nr. 9 und 10 mitgeteilten ultramontanen Reiseberichte nicht vereinzelt stehen, das zeigt eine eben erschienene Flugschrift, käuflich für 10 Pfennige, betitelt: Eine Reise in die katholische Diaspora des Nordens und der Psalmbund nebst Gebetsverein U. O. U. Ein Vortrag von Professor Dr. Schenz. Regensburg, Haas und Grabherr. Hören wir, was der Reisende erzählt:

„Zu Kappel, einem Vororte von Chemnitz, ebenso in Potschappel, der letzten Station vor Dresden — wurden neue, stilgerechte Kirchenbauten aufgeführt. Und wenn dieselben auch vorerst protestantischen Kultuszwecken dienen, so teile ich in dieser Beziehung doch vollständig die Meinung eines Jesuitenpaters in dem aufgelösten Kloster Gorheim bei Sigmaringen, welcher mir vor ungefähr 23 Jahren einmal sagte: Er freue sich jedesmal, wenn die Protestanten eine Kirche bauen, weil er überzeugt sei, dieselbe werde doch einmal an den katholischen Kultus zurückfallen. — Ja gewiß mag unser Herz trauern angesichts der Thatsache, daß so viele Prachtbauten, welche die Frömmigkeit unsrer katholischen Voreltern vor der unseligen Glaubensspaltung errichtete, nunmehr ihrem ursprünglichen Zwecke entfremdet sind; einst wird doch auch diese Traurigkeit in Freude verwandelt werden.“

In Görlitz beschleicht ihn „ein wehmütiges Gefühl“, weil daselbst alle einstens katholischen Kirchen in protestantischem Besitze sind; schon in Bautzen hat er es „bezeichnend und betrübend genug“ gefunden, daß die St. Peterskirche in simultanem Gebrauch ist. Von der St. Peterskirche zu Görlitz behauptet er, daß jedes Jahr am Feste des hl. Georgius in der Krypta vor dessen Altar eine protestantische Predigt gehalten werde. Beim Weiterreisen findet er, daß die Windmühlen für die Feldkreuze und Waldkapellen der katholischen Länder „keinen Ersatz zu bieten vermögen“, was freilich auch nicht der Zweck von Windmühlen ist. Zu Frankfurt an der Oder „wurde es ihm nicht leicht gemacht,“ in das Innere der Gertrudenkirche zu gelangen:

„Da sie verschlossen und auch die Adresse des Küsters nicht angegeben war, zog ich lange vergebliche Erkundigungen ein; man schickte mich in verschiedne Straßen und Häuser, augenscheinlich in der edlen Absicht, der Neugierde des Römischen einen Dämpfer aufzusetzen, doch die Drohung, ein solches Gebahren in der Presse zu brandmarken, that schließlich ihre Wirkung.“

In Stettin ärgert ihn, daß es dort eine Bugenhagenstraße giebt, und daß die aus katholischer Zeit stammende Jakobskirche dem protestantischen Kultus dient. Er verfehlt aber nicht, zu erzählen, daß bei der Grundsteinlegung einer katholischen Kirche der Oberpräsident, der Korpskommandant, der Oberbürgermeister und der protestantische Superintendent zugegen gewesen seien, und fährt dann fort: „Für mich bildete selbstverständlich den Hauptanziehungspunkt das St. Karolusstift in der Pölitzerstraße; hier sind auf Veranlassung und — kaufmännisch ausgedrückt! — auf Rechnung der schon erwähnten Konvertitin v. Massow 7 Schwestern der Kongregation des hl. Karl Borromäus um Erziehung katholischer Waisenkinder und Ausbildung katholischer Zöglinge überhaupt schon seit ein paar Jahren mit bestem Erfolge bemüht. Das stille traute Oratorium, wo ich zweimal die hl. Messe gelesen, wird mir in unvergeßlicher Erinnerung bleiben; wenn, vielleicht erst in einem kommenden Jahrhundert, auch Stettin zur Mutterkirche zurückgekehrt sein wird, dann wird die wirkliche Bedeutung dieser bescheidenen Pflanzstätte katholischen Lebens und Strebens erst voll gewürdigt werden können. Ein sehr interessantes Geständnis, das dem Reisenden entschlüpft ist; denn das heißt ja nichts andres als das Zugeständnis römischer Propaganda durch die Borromäusschwestern. In Stralsund dient ihm als Führer der emeritirte Pastor Hilmers, „Schüler des trefflichen Theologen Hengstenberg“; Hilmers zeigte ihm „nicht ohne erkennbare Sympathie die an die katholische Vergangenheit erinnernden Denkmäler.“

Was endlich die erwähnte Konvertitin v. Massow betrifft, so wird sie nicht ohne Absicht als eine Jugendgespielin des Reichskanzlers eingeführt. Sie hat schon 1862 noch als heimliche Katholikin einen Psalmbund gestiftet mit der Devise U. O. U. = ut omnes unum. Der Bund dient dazu, für Wiederherstellung der Glaubenseinheit zunächst in Deutschland zu beten. Den katholischen Mitgliedern desselben gewährte der Papst 100 Tage Ablaß pro Tag. „Da aber das Psalmenbeten manchem

zu beschwerlich fallen könnte," so gründete die Frau noch einen Verein, welcher geringere Anforderungen an die Gebetsleistung der Mitglieder stellt, und trotzdem genehmigte Leo XIII. denselben einen Ablaß von 200 Tagen pro Tag. Die Schilderung schließt bezeichnenderweise: „Wohlan, meine verehrten Herren, wenn viele gläubige Protestanten in dieser Richtung beten, obschon sie begreiflich eines Ablasses nicht teilhaftig werden können, um wie viel geneigter werden wir sein, dem Wunsche unsres obersten Hirten auch hierin zu entsprechen, nachdem er seinem Wunsch zugleich durch die Aussicht auf so freigebig gespendeten geistigen Gewinn Nachdruck verliehen!" R W-M

**(Der bayrische Mischehenstreit)** Der Hirtenbrief des Münchner Erzbischofs in Sachen der gemischten Ehen ist bisher schon in allen politischen und kirchlichen Blättern Bayerns und auch in außerbayrischen hin und her besprochen worden. Die ultramontanen Zeitungen haben ihn mit wenig Zuversicht und ohne die ihnen sonst eigne Kühnheit verteidigt. Ein Teil derselben hat sich in Versicherungen der Harmlosigkeit desselben ergangen, da er nichts Neues verlange, sondern lediglich eine uralte kanonische Satzung in Erinnerung bringe, überdies bloß eine Ermahnung, eine Empfehlung enthalte. Andre glaubten versichern zu sollen, daß ähnliche oberhirtliche Unterweisungen nicht folgen würden, daß auch die des Erzbischofs v. Steichele in München durch „besondere Verhältnisse" veranlaßt gewesen sei, auf die man nicht näher eingehen dürfe. Die nichtultramontane Presse hingegen weist mit Recht auf die bedenklichen Konsequenzen der vom Erzbischof nicht sowohl angeratenen, als vielmehr geradezu befohlenen Praxis hin, deren öffentliche Einschärfung in der neuesten bayrischen Geschichte beispiellos sei.

Die jüngsten Vorgänge scheinen der protestantischen Beurteilung Recht zu geben. Bereits hat auch der Bischof der Würzburger Diözese, Dr. Franz Joseph v. Stein, den Mischehenstreit aufgenommen, indem er in seinem Hirtenbriefe gelegentlich der Kilianifeier, des 1200jährigen Jubelfestes der Christianisirung der Würzburger Gegend, die Katholiken anhält, alles „weise und klug" vorzusehen, „damit auch ihren Enkeln das hohe Gut des katholischen Glaubens nicht vorenthalten, sondern ungeschmälert, lauter und rein zu teil werde." Fehlt auch in dieser Weisung die Forderung, auf die Bekehrung des nichtkatholischen Ehegatten hinzuwirken, so geht man doch gewiß nicht fehl, wenn man aus diesem neuen Erlaß auf einen Plan gemeinschaftlichen Vorgehens der Bischöfe schließt.

Auch von berufener protestantischer Seite ist eine neue Entschließung ergangen. Das Konsistorium in Speyer hat die ihm unterstellten Pfarrämter angewiesen, Mischehensachen ganz nach Maßgabe der Staatsgesetze zu behandeln. Wenn das geschehe, so werde insonderheit die Ansicht schwinden, als ob denjenigen Eltern, welche keinen Vertrag über die Religion ihrer Kinder abgeschlossen hätten, freie Verfügung über die religiöse Erziehung derselben zustehe. Es würde sich dann vielmehr die gesetzlich allein berechtigte Praxis herausbilden, nach welcher im Falle der Ermangelung notarieller Verträge die Söhne der Religion des Vaters, die Töchter der der Mutter zu folgen hätten.

Mit der größten Spannung sieht man der fernern Entwicklung des Streites entgegen. Vielfach wird jetzt die Staatsregierung von evangelischer Seite in energischer Weise ermuntert, Stellung zu nehmen. Die gesetzliche Handhabe fehlt ja gewiß nicht. So sehr es auch von katholischer Seite bemäntelt wird, so ist eben doch der Erlaß des Münchner Erzbischofs ein Uebergriff in die innern Angelegenheiten der protestantischen Kirche, weil eine systematische Propaganda durch Beeinträchtigung der Gewissensfreiheit aller Nichtkatholiken. Solchen Störungen des religiösen Friedens zu steuern, ist aber der Staat nach § 80 des Religionsedikts (Beilage II zu Titel IV § 9 der Verfassungsurkunde), wenn er um Hilfe angegangen wird, verpflichtet. In der Anrufung des obrigkeitlichen Schutzes aber wird von seiten des Kirchenregiments in der so wichtigen Angelegenheit gewiß nichts unterlassen werden.

Es verlohnt sich, sich dieser Verpflichtung des Staates von vornherein klar zu werden. Man kann so bei Befolgung dessen, was noch geschehen wird, am richtigsten und am leichtesten beurteilen, welcher Macht sich die katholische Kirche in Bayern erfreut, und welches Maß von Schutz die evangelische Kirche genießt. M K

---

## Bücher und Schriften

**(Die Lehre der Vedanta)** In der Justus Naumann'schen Buchhandlung (L. Ungelenk) zu Dresden erschien die sehr lesenswerte Schrift: Die Lehre der Vedanta von Gott, von der Welt, von den Menschen und von der Erlösung der Menschen. Aus den Quellen dargestellt von C. R. Baierlein M. e. 1889. 60 S.; 1 Mk.

Der durch seine vierzigjährige Wirksamkeit als Missionar in Nordamerika und bei den Tamulen in Ostindien, sowie durch neuerdings seit seiner wegen Erkrankung veranlaßten Rückkehr nach Europa erschienene Schriften (vgl. v. Jg. d. Bl. Nr. 44, S. 416) rühmlichst bekannt gewordene Herr Verfasser sagt im Vorworte: „Man befindet sich wie in einem Urwalde, wenn man sich in die Gedankenwelt der Indier hineinwagt. Es ist sehr schwer, sich darin zurecht zu finden." Er legt — wie er dies im wesentlichen schon früher in einem Artikel „Ueber das Land der Tamulen und die Mission in demselben" (erschienen seiner Zeit im Leipziger Missionsblatte) gethan hat, — „das Resultat seiner mühevollen Wanderung" in der oben angekündigten Schrift weiteren Kreisen vor.

Damit hat er sich unzweifelhaft großes Verdienst um alle erworben, denen eignes Quellenstudium schon wegen ihnen mangelnder Sprachkenntnis unmöglich, und doch von großem Werte ist, „in die schon vor 4000 Jahren begonnenen und noch heute die Anschauungen der Indier beherrschenden Geistesarbeiten dieses hochbegabten Volkes einen Einblick zu gewinnen." — In der That empfängt man bei aufmerksamer Lektüre dieser Schrift den Eindruck, daß hier gleichsam die Quintessenz der indischen Vedanta-Lehre dargeboten wird, was dem Verfasser dadurch gelungen ist, daß er — mit Hinweglassung aller eignen Reflexionen — über „alle wichtigen Punkte dieser Lehre," wie sie im Titel der Schrift bezeichnet sind, die Vedanta selbst reden läßt.

Wir empfehlen daher dieselbe um so angelegentlicher, je reichere Anerkennung der ihr entsprechende obengedachte Artikel ebenso von brahmanischer Seite als „die beste Arbeit dieser Art," — wie von evangelischer Seite als „bisher vergeblich gesuchter, klarer Einblick in die Vedanta" gefunden hat. Schm

**(Philemon)** Zu den am wenigsten gelesenen und am wenigsten bearbeiteten Schriften des Neuen Testaments gehört wohl der kleine Brief des Apostels Paulus an seinen Freund Philemon. C. F. Petersen, Hauptpastor am Dom in Lübeck, der in der litterarischen Welt schon durch seine Vollendung der von Professor G. Plitt unvollendet hinterlassnen Luther-Biographie bekannt ist, hat es nun unternommen, den kleinen Philemonbrief in neun Betrachtungen auszulegen. Dieselben sind entstanden aus Bibelstunden, welche der in seiner Heimat hochgeschätzte Verfasser in einer Vorstadtkapelle zu Lübeck gehalten hat. Die Arbeit ruht auf guter wissenschaftlicher Grundlage, bietet aber dennoch keinen gelehrten Stoff, sondern legt das Schriftwort so aus, wie es dem biblischen Verständnis und dem innern Christenleben förderlich erscheinen kann. Die praktischen Lebensverhältnisse, Freundschaft und Ehe, Verhältnis von Herren und Dienenden, Verhältnis der Lehrer des Wortes zu den Gemeinden, werden in das Licht des Evangeliums gerückt. Und es ist oft überraschend, wie ein scheinbar geringfügiges Wort des Textes dem Verfasser Anlaß bietet, eine Fülle von Lebensweisheit vor uns auszubreiten. (Leipzig, Hinrichs; Mk. 1.20). E-L

**(Ein neues Buch von Emil Frommel)** Bei Hugo Klein in Barmen erschien ein neues Heft: Erzählungen von Emil Frommel (116 S.; 1 Mark 50 Pf.). „Beim Lichtspan" nennt er seine Geschichten. Am Abend, wo man nichts Schweres genießen soll, sollen sie gelesen werden, in Spinnstuben oder wo man sonst beim traulichen Scheine der Lampe am Familientische zusammen sitzt. Es sind Erzählungen, wie sie der Verfasser in allerhand Kalendern veröffentlicht und nun zu einem Ganzen vereint hat. Sachen wie: „Um Haus und Hof," „Liebe um Liebe," „Eine Doktorweisheit" und andre ergötzliche Geschichten, die das Buch enthält, werden auf jedes unverdorbene Gemüt gewiß anheimelnd wirken. Und so können wir diese Kalendergeschichten unsern Lesern aufs wärmste empfehlen. Das Büchlein gehört zu den „Hausbüchern", wie Riehl sie nennt, welche dem „ganzen Hause" vorgelesen werden können, gleichviel ob im Glanze der Kerzen oder „beim Lichtspan." F B

**(Geschenke für Konfirmanden)** Von neuern Büchern, die sich zu Konfirmationsgeschenken darbieten, möchten wir eins für Mädchen warm empfehlen: Reisekost auf den Lebensweg. Ihren jugendlichen Schwestern dargereicht von Lina Walther. Mit einem Vorwort von D. W. Baur, Generalsuperintendenten der Rheinprovinz. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses, 1889. 167 Seiten. 2 Mk.; geb. mit Goldschn. 3 Mk. Die durchweg gesunde christliche Speise wird in 21 leicht geschriebenen Kapiteln dargeboten: Der Einsegnungstag. Von der Gemeinschaft mit dem Herrn. Vom lieben Sonntag. Unsre Arbeit für das Reich Gottes. Selbstverleugnung. Bescheidenheit und Genügsamkeit. Sanftmut und Herzensstille. Wahrhaftigkeit. Von der christlichen Fröhlichkeit. Freundlichkeit und Zuvorkommenheit. Unsre Stellung zu den Hausgenossen. Wie man Zeit gewinnen kann. Was und wie man lesen soll. Von der Wahl eines Berufes. Von den weltlichen Vergnügungen. Vom Gebiete der Kunst. Ungeordnete Neigungen. Vom Träumen. Geselligkeit und Freundschaft. Vom Leiden. Vom Pilgern nach der Ewigkeit. —

Als Gegenstück für Knaben wüßten wir nur das im vorigen Jahre erschienene und empfohlene zu nennen: Wie wird ein Jüngling seines Weges unsträflich gehen? Herausgegeben von D. L. Wiese. Berlin, Wiegandt und Grieben. 185 S.; 2,75 Mk. Vgl. Nr. 10 des vorigen Jahrgangs; auch Nr. 49, S. 471; Nr. 50, S. 483; Nr. 51, S. 494 f. R

**(Theologia sacrosancta)** Grundlinien der Biblischen Theologie, für wahrheitsuchende Leser der heiligen Schrift, nachgewiesen von Dr. Carl Julius Römheld, Pfarrer. Gotha, Schlößmann. Erster Band. 526 S. 6,60 M.

Es würde eine angenehme Aufgabe sein, wahrheitsuchenden Lesern der heiligen Schrift und der Christlichen Welt ein Buch zu empfehlen, welches ihnen ein Wegweiser durch die Gedankenwelt der Bibel sein, ihnen die Fülle der Gottesgedanken in diesem Buche der Bücher aufschließen, ihr Werden und Wechseln, die Mannigfaltigkeit in der Einheit und die Einheit im Mannigfaltigen zeigen könnte — immer unbeirrt durch die Weltweisheit alter und neuer Theologie. Dergleichen erwartet man aber von dem wunderlichen Buche Römhelds vergebens. Es ist schade, daß ein Mann, der sich um die Herabführung der christlichen Predigt vom Himmel auf die Erde so große Verdienste erworben hat, wie Pfarrer Römheld, an eine Arbeit geriet, der er trotz seinem von Christo erfüllten Herzen nicht von ferne gewachsen ist. Er hat die wunderliche Vorstellung gefaßt, der Sohn Gottes, der in der Fülle der Zeit Mensch werden sollte, heiße im Alten Testament der Name Gottes; überall, wo dieser Ausdruck sich findet, sei Jesus Christus darunter zu

verstehn; das wird auf einem schrecklich ermüdenden Gange durch das ganze Alte Testament mit großer „Selbstgewißheit“ bewiesen. Das Neue Testament wird dann in der gleichen Weise durchgesprochen, und vermittelst einer haarsträubenden Grammatik und Logik gezeigt, daß hier der Ausdruck „Name Jesu“ so viel bedeute wie der Name (Gottes), welcher Jesus ist (!), welcher in Jesus erschienen ist. Wenn unser Herr „in meinem Namen“ sagt, so meine er: „in dem Namen des Ich, in mir als dem Namen“!! Das ist die eine „Grundlinie“ der Biblischen Theologie, welche geeignet sein soll, die Einheit des Alten und Neuen Testaments in ein herrliches Licht zu setzen. Der zweite Band des Werkes, welcher noch aussteht, soll die andern Grundlinien aufzeigen: Die Identität des Christus mit Jehova. Eine vorläufige Probe davon ist die Behauptung, daß der Vater, zu welchem wir im Vaterunser beten, niemand anders als Jesus Christus sei.

Der Grundgedanke in dieser Absurdität und in dem ganzen Werke, daß nämlich Jesus Christus die Offenbarung Gottes und der Kern und Stern der heiligen Schrift sei, ist ja wahr, und die Energie, mit welcher der Verfasser dies hervorhebt, höchst lobenswert. Aber die Art und Weise der Ausführung entspringt einer subjektivistischen Schriftbehandlung nach pietistischem Muster, welche die ernste und gewissenhafte Arbeit der christlichen Schriftgelehrsamkeit lediglich zu ihrem eignen Schaden selbstgenügsam verachtet. — Die Darstellungsweise ist die aus den Predigten des Verfassers bekannte: sehr verständlich, lebendig und warm, aber leider entsetzlich trivial. J-H

**(Neutestamentliche Schriften, griechisch)**, mit kurzer Erklärung von Siegfried Goebel. 1.—5. Heft, die älteren Briefe des Paulus enthaltend. Gotha, Perthes, 1887. Preis 7 M. Die Hefte sind auch einzeln käuflich. — Eine sehr dankenswerte Gabe! Wenn der Herr Verfasser, wie zu hoffen steht, seine Arbeit fortsetzt, so erhalten wir eine Ausgabe der neutestamentlichen Schriften mit Anmerkungen, den Schulausgaben der griechischen und lateinischen Klassiker ähnlich, sehr bequem für die sogenannte kursorische Lektüre, und auch dem klassisch gebildeten Nichttheologen dienlich, der sein Neues Testament in der Ursprache lesen möchte. Den Text bietet der Verfasser im wesentlichen nach der Rezension Tischendorfs. Die Noten unter dem Texte verraten einen tüchtigen Exegeten, der nicht allein die Kommentare andrer mit gutem Urteile gelesen hat, sondern auf eignen Füßen steht und geht. J-H

**(Eine jüdische Geschichte)** Die Geschichte Israels ist in neuerer Zeit mehrfach mit Erfolg bearbeitet worden. Ich erinnere an Wellhausen, E. Meyer, Renan, R. Kittel, Stade. Eine Darstellung für weitere Kreise fehlte noch. Sie bietet Krähes jüdische Geschichte, deren erster bis zum Jahre 586 reichender Teil vor kurzem erschienen ist (Berlin, Oehmigke; Mk. 4,50). Wiewohl Krähe die neuern Arbeiten nicht berücksichtigt, sondern wesentlich an Ewald und Duncker sich angeschlossen hat, ist sein Werk doch eine recht anerkennenswerte Leistung. Weiter Blick, Unbefangenheit, wohlerwogenes Urteil zeichnen es aus. Ausgehend von dem Grundsatze, daß an der israelitischen Ueberlieferung auch „der gedankenvolle Mythus und die geschäftige Sage“ mitgearbeitet haben, bricht Krähe wo nötig mit den überlieferten Anschauungen, aber überall von großer Vorsicht geleitet, nie verletzend. So sieht er im Gegensatz zu der auf den sehr späten Bericht 1. Sam. 8 sich gründenden gewöhnlichen Anschauung im Königtum nicht einen Abfall von Gott, sondern wie schon aus seiner Disposition folgt (erstes Buch bis zur Begründung, zweites bis zur Spaltung, drittes die Spaltung des israelitischen Königtums) die folgenreichste Institution vor dem Exil, Israels Stolz und Freude. Ebenso sieht er in David nicht einen sentimentalen Heiligen, sondern einen großen Mann, stark von Wollen und Können, nicht wählerisch in seinen Mitteln, eine Vorstellung, welche der Geschichte viel mehr entspricht als jene andre. Ein Mangel ist es aber, daß Krähe über die Quellen der jüdischen Geschichte, die doch allen zur Kontrolle bereit liegen, sich nicht ausspricht. Vielleicht könnte dies anhangsweise in dem zu erwartenden zweiten Teile geschehen. Krähes Charakteristiken sind kurz und kernig. V W

---

## Verschiedenes

**(Totenliste)** Am 28. Januar starb in Bonn D. Franz Peter Knoodt, ordentlicher Professor der Philosophie und altkatholischer Generalvikar, geboren am 6. November 1811 in Boppard, 1835 Priester, 1837 Religionslehrer am Kgl. Gymnasium zu Trier, 1841—44 Schüler Anton Günthers in Wien, nach weitern Studien und Promotion zum Dr. phil. in Breslau 1845 durch das besondre Vertrauen des Ministers Eichhorn Professor in Bonn, 1848 Mitglied der Frankfurter Nationalversammlung, 1878 Generalvikar des Bischofs D. Reinkens. — Am 5. Februar starb in München, wo er an der Ludwig-Maximilian-Universität Strafrecht, Staats- und Völkerrecht lehrte, Professor Dr. Franz v. Holtzendorff, in seiner Berliner Zeit ein Führer des deutschen Protestantenvereins und von diesem bis zuletzt als ein lebendiger Beweis für seine Sache in Anspruch genommen, Mitherausgeber der Protestantenbibel, der kirchlichen Zeit- und Streitfragen u. a. m. — Am 18. Februar starb in Kiel Kirchenrat D. Karl Lüdemann, Senior der theologischen Fakultät, geboren zu Kiel am 5. Juli 1805, als Prediger, Privatdozent und Professor seiner Vaterstadt treu geblieben, schon seit Jahren im Ruhestand. — Am 21. Februar starb in Heidelberg D. Wilhelm Gaß, Nachfolger Rothes auf dem Lehrstuhle der Dogmatik und Ethik, bei geringer Lehrgabe ein Mann von gediegner und fördernder Gelehrsamkeit. Geboren am 28. November 1813 zu Breslau, wurde er 1839 Privatdozent und 1846 Professor daselbst, ging als solcher 1847 nach Greifswald, 1861



nach Gießen, 1868 nach Heidelberg. Seine Werke sichern ihm ein gutes Andenken in der theologischen Wissenschaft.

Am 20. März starb in Göttingen Konsistorialrat D. Albrecht Ritschl, Professor der Theologie. Er war am 25. März 1822 zu Berlin geboren als Sohn des nachmaligen evangelischen Bischofs Georg Karl Benjamin Ritschl. Nach Studien zu Bonn, Halle, Heidelberg und Tübingen habilitirte er sich 1846 in Bonn, wo er 1852 außerordentlicher, 1856 ordentlicher Professor wurde. 1864 an die Universität Göttingen berufen, wurde er 1874 zum Konsistorialrat, 1878 zum außerordentlichen Mitgliede des hannoverschen Landeskonsistoriums ernannt. Es war ihm als dem einzigen Dogmatiker der Gegenwart beschieden, eine Schule zu bilden, d. i. eine große Zahl jüngerer, insbesondre gelehrter Kräfte an sich zu ziehn, die in seinem Sinne an den von ihm gestellten theologischen Fragen weiter arbeiteten. Ueber die Gefahr oder den Segen dieser Bewegung für die Kirche wird Gott und die Zukunft entscheiden. Ritschl selbst, der vor allen Dingen ein kirchlicher Theolog war und sein wollte, hat persönlich schwer unter den heftigen und lauten Angriffen gelitten, welche seit Jahren, oft mit ebenso geringem Verständnis wie großem Eifer, im Namen des christlichen Glaubens und Bekenntisses gegen ihn an der Tagesordnung waren. Möge dem Toten die Billigkeit zu teil werden, die man dem Lebenden vielfach versagte! Die Zukunft seiner Theologie mag sein welche sie will, so wird ihm das Verdienst bleiben, für die wissenschaftliche wie für die kirchliche Arbeit die kräftigsten Antriebe gegeben zu haben. Indem er nacheinander die altkatholische Kirche (der ersten Jahrhunderte), die Lehre von der Rechtfertigung und Versöhnung, die Geschichte des Pietismus untersucht und in grundlegenden Werken dargestellt hat, hat er bewiesen, daß sein ganzes Interesse auf die Punkte gerichtet war, die für die fernere Entwicklung der Kirche wie für das Heilsleben des einzelnen Christenmenschen die wichtigsten sind. Unter unsern Mitarbeitern ist mancher, der Freude an der Theologie und Lust zu kirchlichem Wirken durch ihn gewonnen hat; Schreiber dieses verdankt ihm vor allem eins: die Hinführung zu Luther. Er war selbst einer der Garanten unsers Blattes, damit herzlich einverstanden, daß es keine Kirchenzeitung zur Vertretung seiner Schule, sondern ein Blatt zum vorurteilsfreien Dienste der Kirche sein sollte und darum eine Sammelstätte auch für solche Kräfte, die seiner Theologie abhold waren. Diese vielberufene Theologie einmal bei ernstem Anlaß unsern Lesern, soweit das für Nichttheologen möglich ist, vorzuführen, haben wir gelegentlich versprochen; Ritschls zu früher Tod wird uns dieser ernste Anlaß sein. R

**(Die Bestrebungen Dr. Hottingers)** Ein bewunderungswürdiges Bild der Beharrlichkeit und der Opferwilligkeit bietet uns Herr Dr. Hottinger in Straßburg. Es war vor ungefähr zwölf Jahren, als der bis dahin erst durch einige kleinere Schriften und Vorträge bekannte Mann vor das große Publikum trat. In einem weit verbreiteten christlichen Familienblatt erließ er einen Aufruf zu Gunsten einer Stiftung, die er Pastoria nannte und die es evangelischen Geistlichen erleichtern sollte, ihren Söhnen und Töchtern eine tüchtige Ausbildung zu geben. Aber in wie beredten Worten er auch darlegte, was alles das deutsche Volk den evangelischen Pfarrhäusern zu verdanken hat, der Aufruf fand nicht den erhofften Anklang, und die Beiträge flossen so spärlich, daß es die Redaktion des Blattes für angezeigt erachtete, die Sammlung einzustellen. Auf einen solchen Mißerfolg hin hätte jeder andre gesagt: einmal und nicht wieder! Aber unser Doktor nicht also. Zuerst stellte er sein Ziel höher. Nicht bloß Pastorentöchtern, sondern überhaupt Mädchen und Frauen besserer Stände durch eine tüchtige Ausbildung zu einer Stellung zu verhelfen, war nun sein Gedanke. Und noch höher: Volksbildung auf christlicher Grundlage schrieb er auf seine Fahne. Zunächst strebte er auf Umwegen seinem Ziele zu. Er gab ein tüchtiges Volksblatt heraus. Dann folgte eine Reihe lehrreicher Schriften: die Geschichte des deutsch-französischen Krieges, die bis jetzt in elf Auflagen erschienen ist; ein Büchlein über Kaiser Wilhelm, das die neunte Auflage erlebt hat und in 500000 Exemplaren verbreitet ist; das Lutherbüchlein, entschieden das Beste, was in dieser Art zum Lutherfeste geschrieben wurde, und von dem wohl eine Million Exemplare abgesetzt worden wären, hätte der Wunsch des Verfassers, der Schrift die größte Vollkommenheit zu geben, nicht das Erscheinen verzögert; die Kirche Christi in Wort und Bild; der Orbis pictus; das vortreffliche Suchbuch und viele andre. Alle diese Schriften sind originell angelegt und volkstümlich faßlich und haben gewiß manchen Nutzen gestiftet; und doch sind sie in des Verfassers Absicht nur Mittel zum Zweck, nämlich den Verfasser in Stand zu setzen, seine ursprünglichen größern Pläne zur Ausführung zu bringen. Was ist bis jetzt davon verwirklicht?

In der Universitätsstraße, schräg dem herrlichen Kollegiengebäude gegenüber, erheben sich inmitten noch unbebauter Ländereien zwei große weithin sichtbare Häuser. Das eine, das an die Straße stößt, enthält in drei Stockwerken die originellste Ausstellung, die man sich denken kann, nämlich tausend und abertausend Abbildungen, geographischen, anthropologischen und ethnographischen Inhalts, an den Wänden und auf Tischen unzählige Gegenstände, vom Kinderspielzeug bis zum Miniaturbild einer Dampfmaschine, alles so geordnet, daß der Beschauer daraus auf die angenehmste Weise ein Bild vom menschlichen Leben in allen Lagen und Ländern gewinnen kann, ein großartiger Orbis pictus. Im zweiten Hause, von minder gefälligen Formen, überragt von der riesengroßen Inschrift: Friede! befindet sich im Bodengeschoß ein großer, heller Saal, in welchem wissenschaftliche Vorträge für junge Damen gehalten werden. Darüber liegen die Werkstätten, in denen Mädchen und Frauen mit dem Setzen und Heften der Schriften des Herrn Doktors beschäftigt sind, und damit nach der Anstrengung die Erquickung zur Hand sei, befindet

sich in den Kellerräumen ein großes Schwimmbad. Das Gebäude, in welchem die Zöglinge und Pfleglinge des Herrn Doktors untergebracht werden sollten, liegt leider schon seit einigen Jahren unvollendet da. Eine große Halle nur ist im Gebrauch. Hier finden am Sonntag die bekannten Abendunterhaltungen statt, in welchen den zahlreich herzuströmenden Männern und Frauen aus dem Volke Vorträge, musikalische Aufführungen, physikalische Experimente und sogar leibliche Erfrischungen geboten werden. Um die Anziehung zu vermehren, sind in den Höfen an verschiedenen Stellen große Käfige angebracht mit allerlei merkwürdigen Tieren.

Und mit welchen Mitteln hat der Herr Doktor das alles zu stande gebracht? Nun, mit dem Ertrage seiner litterarischen Veröffentlichungen! — Wohl, aber der läßt noch viel zu wünschen übrig; die Schriften, die er herausgiebt, werden so fabelhaft billig verkauft, daß sie nur bei massenhaftem Verkaufe einen Ueberschuß ausweisen. Die Hauptsache ist, daß Dr. Hottinger nicht nur sein Privatvermögen, sondern auch den größten Teil seines Gehaltes als Bibliothekar an der Kaiserlichen Universitäts-Bibliothek seinem Werke opfert und ein Leben voll Entbehrungen führt. Es mag ja mancher über die oder jene Schöpfung des Herrn Doktors den Kopf schütteln und über die Zweckmäßigkeit derselben Zweifel äußern. Wenn man aber den Mann sieht und hört, der so ganz für seine Sache lebt und trotz allen Enttäuschungen, trotz Mißgeschick und Verkennung, so unentwegt fortarbeitet, da mag man ihm von Herzen wünschen, daß Gott endlich seine schönen Bestrebungen mit Erfolg kröne. Herr Dr. Hottinger, seine Schriften und seine Unternehmungen seien auch den Lesern dieses Blattes aufs beste empfohlen.

H-Str

**(Ein beherzigenswertes Wort der Nationalzeitung)** Nr. 185 der Nationalzeitung brachte einen Artikel „Kapital und Kultur“, den wir mit Freude begrüßt haben und dem wir nur wünschen, daß er eine gute Fortsetzung und einen lebhaften Widerhall finde. Er schloß mit dem Worte: Es wäre an der Zeit, daß auch unser Reichtum sich seiner Pflichten erinnerte. In der That kann die soziale Reform im Reiche nur dann ihr Ziel erreichen, wenn eine ganz andre Opferfreudigkeit des Privatkapitals die Gesetzgebung begleitet, als wir sie bisher gewohnt sind.

R

**(Zum sogenannten Zölibat in der reformirten Kirche Ungarns)** Im Anschluß an die Nachrichten aus Ungarn in Nr. 7 wird uns von einem andern Mitarbeiter geschrieben:

Das ungarische „Zölibat“, das zahlreichen politischen sowohl als auch kirchlichen Blättern Stoff zu mehr oder weniger geistreichen Aus- und Unterlegungen lieferte, gleich als ob die reformirte Kirche Ungarns an romanistischen Anwandlungen litte, betrifft einzig und allein die Vikare der Donausuperintendentur, hat demnach mit den übrigen drei Superintendenturen Ungarns nichts zu schaffen. Es giebt 62 Vikare in besagter Superintendentur; eine Anzahl von ihnen ist übrigens verheiratet. Weil nun die Mehrzahl derselben von Haus aus arm an materiellen Mitteln ist und in der Regel ein jeder 10—12 Jahre warten muß, bevor er selbständiger Pfarrer werden kann, will der Superintendentialkonvent aus leicht erklärlichen Gründen alle eventuellen Familienkalamitäten durch den gefaßten kategorischen Beschluß verhüten.

Dieses „Ungarische Zölibat“ hat einen dem papistischen Zölibatbegriff: Ne patrimonia de bonis ecclesiae infames patres infamibus filiis adquirant, diametral entgegengesetzten Sinn und ist wie gesagt nur für diejenigen bindend, welche die Stelle eines Pfarrvikars bekleiden und als solche auf den Ruf in eine offene Pfarrstelle warten.

Sz

**(Zu dem Stellengesuch eines Geistlichen)** das wir in Nr. 9 beanstandet haben, geht uns die dankenswerte Mitteilung zu, daß unsre Voraussetzung, der betreffende Geistliche habe das Zeugnis seines Generalsuperintendenten mit dessen Wissen und Erlaubnis veröffentlicht, irrig sei. Um so schlimmer steht die Sache für den Einsender des Gesuchs. Unsern Appell an den Herrn Generalsuperintendenten D. Kögel, der nunmehr gegenstandslos geworden, ziehen wir gern zurück. Hoffentlich verschwindet diese neue Art Stellenjagd, nachdem sie einmal Gegenstand der öffentlichen Aufmerksamkeit geworden, von selbst.

D H

**(Ueber Aufführungen von Haus Herrigs Christnacht)** sind der Redaktion infolge der gegebenen Anregung aus verschiedenen Orten Berichte und Urteile zugegangen, darunter ein längerer Aufsatz, der für künftige Entschließungen von Wert sein dürfte. Wir werden ihn unter Verwendung des sonst mit Dank Empfangenen zum Abdruck bringen, sobald die Zeit zur Vorbereitung von Weihnachtsspielen wiedergekommen sein wird.

D H

---

## Quittung

Für das Rettungshaus Johannesstift bei Metz: 90 Mk. durch Diakonus P, Stuttgart (41 M S; 10 C E; je 5 H S, C E, T P; je 3 A v G, F W, A und M S; je 2 C P, A P, P M; je 1 F B, E S, L H, A P).

Für das Diakonissenhaus des Evangelischen Bundes in Schwäbisch Hall: je 10 Mk. von Sz, Blasewitz und B, Danzig.

Für die evangelische Mission in Ostafrika, insbesondre das Krankenhaus zu Sansibar: je 10 Mk. von Sz, Blasewitz, B, Danzig und R V, S; 5 Mk. von P, Oelsnitz i V.

Herzlichen Dank!

D H



## Zur Beachtung

Angesichts des nahe bevorstehenden Quartalwechsels bitten wir um Erneuerung des Abonnements, sowie um Werbung neuer Freunde. Wenn wir auch die Zahl von 2512*) Bestellern erreicht haben, so bleibt eine weitere Verbreitung des Blattes doch noch sehr zu wünschen. Weite Kreise und Landschaften, in denen wir mit Grund Verständnis und Empfänglichkeit für unsre Arbeit voraussetzen dürfen, haben noch kaum Kenntnis von unserm Dasein. Wir bitten deshalb, mit der Verbreitung von Probenummern, die jederzeit unentgeltlich abgegeben werden, nicht zu kargen. Weil aber unter der Flut des heutigen Zeitschriftenangebots die einzelne Probenummer sich meistens unbeachtet verliert, eröffnen wir hiermit behufs wirksamerer Propaganda monatliche Probeabonnements. Wir bitten die Freunde und Freundinnen, die davon Gebrauch machen wollen, an die Verlagshandlung unter Beilegung von 50 Pfennigen die Adresse von Personen oder Familien einsenden zu wollen, bei denen sie Verständnis und Teilnahme für unser Blatt glauben voraussetzen zu dürfen. An diese Adressen wird die Verlagshandlung vier auf einander folgende Nummern direkt und je nach Erscheinen verschicken. Es steht zu hoffen, daß es auf diesem Wege sicherer als auf dem einmaliger Zusendung von Probenummern gelingen wird, den Leserkreis zu sammeln, der in unserm evangelischen Deutschland für uns vorhanden ist. Wir bemerken ausdrücklich, daß es unser ernster Vorsatz ist, den Bedürfnissen und Ansprüchen der gebildeten Nichttheologen immer besser gerecht zu werden.

D V — D H

---

*) In voriger Nummer mußte es statt 2850 heißen 2508. Wir nehmen den Druckfehler zur guten Vorbedeutung auf das neue Quartal.

Verantwortlicher Herausgeber:
Pfarrer Lic. Martin Rade in Schönbach bei Löbau in Sachsen


# Anzeigen

## Aufruf
### zur Unterstützung eines deutschen, evangelischen Krankenhauses in Sansibar

Die Kämpfe bei Dar-es-Salaam, durch die unsre Missionsstation eingeäschert worden ist, haben von neuem auf die jüngste Bedeutung des von unsrer Gesellschaft errichteten Krankenhauses in Sansibar hingewiesen. In demselben finden Kranke ohne Unterschied der Konfession Aufnahme und werden von einem deutschen Arzte, den die Reichsregierung entsandt hat, sowie von evangelischen Diakonissen aus der Schwesternschaft des hiesigen Lazaruskrankenhauses verpflegt.

Die gemieteten Räume reichen aber längst nicht mehr aus. In diesen Tagen geht eine Baracke mit 10 Betten dorthin ab. Es ist dringend erwünscht, daß der Neubau unsres eigenen Krankenhauses auf dem vom Sultan dazu überlassenen Grundstücke baldigst beginne.

Aber erst ein Teil der dazu erforderlichen bedeutenden Mittel ist vorhanden. Es handelt sich hier um eine Arbeit, welche die Missionsthätigkeit wesentlich unterstützt, zugleich aber auch um eine patriotische Pflicht für die braven Mannschaften unsrer Marine, die häufig die Hilfe des Krankenhauses in Anspruch nehmen müssen. Auch unsre Landsleute, die jetzt den Reichskommissar Hauptmann Wißmann dorthin geleiten, werden bei dem tropischen, fieberreichen Klima öfters in die Lage kommen, davon Gebrauch zu machen. Darum bitten wir dringend, uns durch recht reiche Gabenspenden in den Stand zu setzen, dies ebenso christliche wie patriotische Werk kräftig fördern zu können. Jede, auch die geringste Gabe wird willkommen sein. Die unterzeichneten Vorstandsmitglieder, besonders unser Missionsinspektor und unser Schatzmeister, sind gerne zur Empfangnahme bereit.

Berlin, im März 1889.

**Der Vorstand der Evangelischen Missionsgesellschaft für Deutsch-Ostafrika.**

Graf A. Bernstorff, Berlin; Feldprobst D. Richter, Berlin; Baurat Hoffmann, Berlin, 1. Schatzmeister; Sekretär Franke, Berlin, 2. Schatzmeister; Konsistorialrat Balan, Berlin; P. Berlin, Berlin; P. Böhme, Berlin; Generalsuperintendent D. Carus, Königsberg i. Pr.; P. Dahms, Berlin; P. Diestelkamp, Berlin; P. Gerhard, Breslau; Präsident a. D. Dr. Grimm, Karlsruhe i. B.; Rechtsanwalt Hölk, Berlin; P. Koller, Nowawes bei Potsdam; Maler Lindemann-Frommel, Berlin; Dr. Schröder, Berlin; Professor Dr. Sell, Berlin; Kapitän zur See a. D. Stenzel, Berlin; Generalmajor von Teichmann und Logischen, Berlin; Assessor von Thadden, Münster; Graf Vitzthum, Berlin; Landdrost a. D. von Zackrzewski, Berlin; Missionsinspektor Dr. C. G. Büttner, Berlin.

---

## Kind zu adoptiren gesucht

Eine kinderlose, in sehr guten Verhältnissen lebende Familie wünscht ein 2—3 Jahre altes **Mädchen**, am liebsten Waise oder Doppelwaise, an Kindesstatt anzunehmen. Näheres durch das Pfarramt St. Anna in Augsburg.

---

## Todesanzeige

Heute Morgen 7½ Uhr ist unser lieber Vater, der Konsistorialrat und Professor der Theologie

**Dr. theol., jur. et phil. Albrecht Ritschl**

im fast vollendeten 67. Lebensjahre nach langen Leiden sanft entschlafen.

Göttingen, den 20. März 1889.

Lic. theol. **Otto Ritschl**, Privatdozent der Theologie in Halle a/S. Dr. med. **Alexander Ritschl**, Assistenzarzt an der chirurgischen Klinik in Freiburg i. B. **Auguste Ritschl. Eveline Dieterichs.** Lic. theol. **Johannes Weiß**, Privatdozent der Theologie in Göttingen.


Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig